1,70 DM / Band 447
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Totenschiff der Templer

John Sinclair Nr. 447

von Jason Dark

erschienen am 27.01.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Totenschiff der Templer

Um 19.00 Uhr brannte die Sonne noch immer erbarmungslos.

Eine Stunde später schoben sich Wolken vor den Glutball und nahmen ihm einen Teil der Kraft. Darüber waren die beiden Männer auf dem Schiff mehr als froh. Sie krochen aus dem Bauch, wo sie sich vor der heißen Luft in die stickige geflüchtet hatten, und sahen ihr Segel wie einen traurigen Lappen am Mast hängen. »Noch immer kein Wind!« stellte Mario Scirea fest. Kevin Barnes, der Mann aus Liverpool, nickte.

»Es brist aber gleich auf.«

»Woher weißt du das?«

»Gefühl.«

Mario grinste schief. Er schaute nach Norden, wo die Küste liegen mußte. Nur Dunst verteilte sich auf dem Wasser. In ihn hinein krochen auch die Sonnenstrahlen, so daß die Gebilde aussahen wie große, gelbe Bälle. Manchmal spielte der Wind mit ihnen und trieb sie voran. Er war tatsächlich etwas stärker geworden, sogar das Segel bewegte sich, und Kevin Barnes lächelte.

»Habe ich doch gesagt.«

Mario hob die Schultern. Er war ein sehniger Typ und braungebrannt. Das kurzärmelige Leinenhemd war weit aufgeknöpft. Er trug eine knappe Hose. Das schwarze Haar wurde von einer Mütze verdeckt.

Kevin Barnes wußte, daß sich Mario ärgerte, wenn der recht behielt. Die beiden Männer waren zwar befreundet, standen aber in einem stetigen Konkurrenzkampf zueinander, was Wetter-Vorhersagen anging.

»Ich ziehe mir nur etwas über«, sagte der Engländer und verschwand unter Deck.

»Bring noch einen Schluck mit.«

»Was denn?«

»Wasser. Da müssen noch einige Flaschen in der Kühlbox stehen.«

»Okay.«

Unter Deck befand sich nicht viel Platz. Die Gegebenheiten waren der Linienführung des Seglers angeglichen. Man konnte das Boot nicht gerade als hochseetüchtig bezeichnen, aber im Küstenbereich tat es seine Pflicht. Zudem hatten die beiden Männer auch so manchen Sturm überstanden. Das Mittelmeer war ihre Domäne. Sie segelten die Küsten ab, kannten die meisten Häfen und trauten sich auch in den östlichen Bereich dieser gewaltigen See hinein.

Kevin Barnes holte das Wasser aus der Kühlkiste. Es waren die beiden letzten Flaschen. Das machte jedoch nichts, weil sie sowieso vorhatten, am Abend einen Hafen anzulaufen.

Die Flaschen beschlugen sofort. Der Engländer tauchte wieder an Deck auf und wunderte sich, daß ihn sein italienischer Freund nicht lautstark empfing.

Alles war ruhig, zu ruhig.

»Mario?«

»Ja, ich bin hier.« Die Antwort klang vom Bug des Schiffes. Dort hatte sich Scirea hingehockt und schaute auf die Wasserfläche, wo er allerdings nicht viel sehen konnte, weil sie eine breite und hohe Nebelwolke näherschob.

Sie glitt über die Wogen und schien mit ihnen in einem direkten Kontakt zu hängen.

»Nebel, Kevin.«

»Sehr ungewöhnlich.«

»Meine ich auch.«

Kevin blieb neben dem Freund stehen. Er hielt sich am Segelmast fest. Das Meer war ruhig. Es kam den beiden Männern vor, als würde es schlafen. Die lange Dünung gefiel ihnen, sie wirkte so beruhigend, man konnte wunderbar träumen.

»Und jetzt?« fragte Kevin.

»Ich weiß es auch nicht. Hast du um diese Zeit einen so starken Nebel schon erlebt?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Und was sagt dir das?«

Der Italiener hob die Schultern. »Wir sollten so schnell wie möglich aus dieser Suppe abhauen.«

Kevin unternahm nichts. »Du warst doch an Deck. Wie konnte der so plötzlich erscheinen oder entstehen?«

»Ich habe auch keine Ahnung. Er war da.«

Kevin wandte sich ab. Bevor Mario protestieren konnte, gab er schon die Erklärung. »Ich hole nur die Kamera. Das Bild muß ich einfach aufnehmen. Nebel, wo die Sonne eigentlich hätte scheinen sollen. Verdammt, das glaubt uns niemand.«

Mario Scirea blieb zurück. Wohin er auch schaute, überall war Nebel.

Beide Männer waren alte Hasen und hatte sich oft genug auf dem Wasser herumgetrieben. So etwas war ihnen noch nie passiert. Zudem kam sich Mario vor wie in einem Bootsschuppen. Von der Weite des Meeres war nichts mehr zu erkennen. Das Klatschen der Wellen gegen den Rumpf war lauter geworden. Die Geräusche klangen auch irgendwie anders, als würde ihr Schall aus einem Trichter zurückgeworfen.

Scirea fühlte sich unwohl. Er war ein Mensch, der kaum Angst kannte. Er zählte zu den Draufgängern, den Frauenhelden, er brauchte die Action doch in diesen langen Minuten, wo der Nebel immer dichter wurde, fühlte er so etwas wie Furcht. Und er war froh, daß sein englischer Freund zurückkehrte.

Die Kamera hatte er mitgebracht. Eigentlich war es lächerlich, im Nebel fotografieren zu wollen, aber wenn er sie schon hatte, sollte er auch seine Bildchen knipsen.

»Willst du tatsächlich den Nebel aufnehmen?«

»Sicher.«

Er trieb jetzt über das Deck. Körperlange Schwaden berührten auch die beiden Männer, die sich plötzlich schüttelten, denn sie hatten zur gleichen Zeit gespürt, daß mit dem Nebel etwas nicht stimmte.

»Du auch?« fragte Scirea.

»Ja.«

Der Italiener schüttelte sich. »Das Zeug kommt mir vor, als wäre es

aus Leim.« Er streckte den Arm aus und tauchte die Hand jetzt direkt in einen der Schleier. Dabei bewegte er die Finger, und die Feuchtigkeit schien zwischen ihnen zu kleben.

»Ist das natürlich, Kevin?«

»Bestimmt nicht.«

»Dann gib mir mal die Erklärung.«

Kevin Barnes hielt den Apparat in der Hand und schwieg. Er wußte auch nichts zu sagen.

»Ich dachte immer, du wärst Naturwissenschaftler und kennst dich auf unserem Erdball aus.«

»Ich bin kein Wetterfrosch.«

Mario lachte kratzig. »Das braucht man auch nicht zu sein, um feststellen zu können, daß der verfluchte Nebel keine natürliche Ursache hat. Den muß jemand hergeputzt haben. Vielleicht vom Ufer aus, was weiß ich?«

Kevin stieß die Luft durch die Nase aus. »Irgendwie habe ich Furcht«, sagte er leise.

»Stimmt.«

»Du auch?«

Mario nickte. »Das ist wie verhext. Ich komme mir gefangen vor. Kein Wind mehr, der die Schwaden vertreibt. Nur dieser verfluchte Nebel, diese grauweiße Suppe, die…«

»Okay, schon gut. Fotografiere ihn endlich, damit wir den anderen das Zeug zeigen können.«

»Falls wir noch mal ans Ufer gelangen«, meinte Kevin. Er wollte dabei grinsen, aber diese Reaktion ging völlig in die Hose. Er hielt die Kamera mit beiden Händen fest und hob die nun an. Ein bestimmtes Motiv hatte er nicht. Ihm kam es nur darauf an, die gewaltigen Schwaden auf den Film zu bannen.

Die Freunde sahen den Schatten zur gleichen Zeit. Mario, temperamentvoll wie viele Italiener, schüttelte zunächst den Kopf, bevor ein Schrei der Überraschung seinen Mund verließ.

»Da ist was!«

Kevin senkte die Kamera, hob sie sofort danach wieder an und drückte mehrere Male hintereinander auf den Auslöser, so daß er einige Bilder von dem Schatten schießen konnte.

Er stand wie eine finstere Drohung innerhalb der grauen Suppe.

Gefährlich wirkte er, übergroß und wuchtig, und er schob sich langsam, aber lautlos heran.

»Das ist ein Schiff!« keuchte Mario. »Verdammt, wir werden kollidieren!«

Es gab für die beiden Männer keine Chance, auszuweichen. Das Boot besaß keinen Motor, der Wind war eingeschlafen. Konnte der andere Kahn günstigere Chancen finden?

Er drehte ab.
Zuerst ragte noch der Bug in die Höhe. Er schwenkte jetzt langsam und schwerfällig herum, so daß den Männern eine Seite zugedreht wurde. Es war die Backbordseite!
Sie türmte sich vor ihren Augen hoch. Der Nebel kroch zwischen die beiden Schiffe. Mario und Kevin konnten ihren Blick von dem anderen Kahn nicht wenden, der sich in einer gespenstischen Lautlosigkeit durch das Wasser schob oder einfach darüber hinwegglitt.
Ein abschreckendes und gleichzeitig faszinierendes Bild. Das typische Gespensterschiff.
»Ist das der Fliegende Holländer?« fragte Mario. Er bekam von seinem Freund keine Antwort, denn Kevin hatte zum erstenmal die Segel zu Gesicht bekommen.
Es waren alte, zerfetzte und löchrige Tücher. Nur eine große Flagge wehte noch, obwohl kein Wind den Stoff berührte. Die Flagge besaß auch ein Motiv. Wenn ihn nicht alles täuschte, war auf ihr ein Symbol oder ein Buchstabe abgebildet.
Beide sahen sie die Gestalten an Deck. Matrosen oder Piraten, wer konnte das schon wissen?
Die Männer turnten auf den Aufbauten. Einer saß im Ausguck und starrte in die dichte Nebelwolke. Von dem Segler nahmen die anderen keine Notiz.
Mario Scirea bekreuzigte sich, aber der Engländer dachte anders.
Jetzt war er froh, die Kamera geholt zu haben. Vielleicht konnte er trotz des Nebels entsprechende Fotos schießen und sie irgendwo in London an einer bestimmten Stelle als Beweis abgeben.
Sein rechter Zeigefinger kam kaum zur Ruhe. Der Anblick flößte ihm auch keine Furcht mehr ein, er faszinierte ihn jetzt, und Kevin Barnes dachte bereits über die Folgen nach, falls tatsächlich ein Teil der Aufnahmen gelang.
Zum Glück hatte er erst am Morgen einen neuen Film eingelegt, und den knipste er tatsächlich von vorn bis hinten durch. Als er die Kamera sinken ließ, starrte er schon auf das Heck.
Und dort stand eine schwarze Gestalt. Breitbeinig stemmte sie sich gegen die Heckaufbauten, ein alter Mantel flatterte wie ein dunkler Tuchfetzen um einen Körper, der nicht nur mager, sondern auch blutbefleckt war.
Wieso und weshalb, das wußte wohl nur er selbst, aber er schwieg. Der Blick seiner fahl wirkenden Augen war auf die beiden Männer gerichtet.
Sekunden später sahen sie nichts mehr von dem alten Geistersegler.
Mario bekreuzigte sich wieder. Er redete Worte in seiner Heimatsprache und wurde erst aufmerksam, als Kevin ihn anstieß.
»Alles okay?«

»Nichts ist okay, gar nichts.« Mario hob die Arme und ließ sie wieder fallen. Die Handflächen klatschten gegen seine Oberschenkel. »Verstehst du das?«

»Auch nicht.«

»Aber was sagst du dann?«

»Well, das war wohl ein Gespensterschiff.«

Mario lachte schrill. »Mehr höre ich von dir nicht?« erkundigte er sich.

»Nein.«

»Das ist einfach zu wenig, verdammt. Ich will mich damit nicht abfinden.«

»Ich auch nicht.«

»Was tust du dann?«

»Den Film entwickeln lassen.«

Mario schlug sich auf die Schenkel. »Engländer. Meine Mutter hat es immer gesagt, und sie hat recht behalten. Ihr seid so trocken, so wenig temperamentvoll.«

»Was soll ich denn machen?«

»Weiß ich auch nicht. Dich meinetwegen aufregen, herumschreien, toben und trampeln, was weiß ich…«

»Das hat doch keinen Sinn.« Kevin hielt die Kamera hoch. »Hier habe ich vielleicht den Beweis.«

»Was nützt dir das?«

»Mal sehen. Ich kenne einige Leute in London, die sich bestimmt dafür interessieren.«

»Hoffentlich lachen sie dich nicht aus.«

Barnes nahm es gelassen hin. »Wenn schon, ich lache dann zuletzt.«

Mario nickte. Er schwieg, da es keinen Sinn hatte, sich mit dem anderen herumzuschlagen. Zudem lenkten ihn auch die Vorgänge außerhalb des Schiffes ab.

Der Nebel lichtete sich.

Nicht sehr schnell, intervallweise löste er sich auf, so daß sie einen freien Durchblick bekamen.

Das Meer lag da wie immer. Ruhig, mit einer hohen Dünung versehen, die lange Wellenberge und die entsprechenden Täler schuf. Noch immer stand die Sonne hinter dem Dunst, so daß sie den Uferstreifen nicht erkennen konnten.

Aber es hatte aufgebrist, und sie mußten die Gunst der Stunde nutzen, um das Festland anzulaufen. Es war ein kleiner Hafen an der französischen Riviera, auf halber Strecke zwischen Marseille und Nizza.

»Hilfst du mir?« fragte Kevin.

»Okay.«

Die beiden Männer waren ein eingespieltes Team. Was sie machten,

welche Handgriffe sie auch taten, es klappte alles wunderbar.

Der Wind blähte das Segel. Allmählich näherte sich das Boot dem Festland.

Obwohl sie nicht darüber sprachen, beschäftigten sich ihre Gedanken nur mit dem einen Thema.

Dem Auftauchen des Geisterschiffes…

***

Zwei Wochen nach diesem Vorgang erlebte London die erste gewaltige Hitzewelle dieses Jahres.

Daß auch Geisterjäger schwitzen können, merkte ich sehr schnell.

Ich hatte zwar wie immer geduscht, doch im Büro war ich schnell wieder naß vom Zeh bis zur Haarspitze.

Die leichte Leinenjacke hatte ich über die Schulter gehängt. Mein grünes kurzärmeliges Polohemd stand offen. Die Sonnenbrille hing noch mit einem Bügel im Kinopfausschnitt.

Suko wollte an diesem Morgen später kommen. Er hatte eine Verabredung in einem anderen Amt. Was dort genau los war, wußte ich auch nicht, denn ich war in den letzten beiden Tagen ziemlich von der Rolle gewesen, weil der Fall des Hexers Miles Banion und Janes Engagement mir doch zu schaffen gemacht hatten.

»Hi, Playboy«, begrüßte mich Glenda.

»Wieso?«

»Schau dich mal an. So lässig tragen doch nur Piaboys die Sonnenbrille.«

»Ich habe eben keine Tasche.«

»Soll ich dir eine besorgen?« Glenda beugte sich vor. Sie trug ein dunkelblaues Top, das von zwei dünnen Trägern gehalten wurde.

Ich genoß die Einblicke. Das mußte Glenda gespürt haben, denn sie richtete sich wieder auf.

Mein Grinsen sah sie noch. »Du solltest dich schämen, Geisterjäger.«

»Weshalb?«

»Lassen wir das.« Sie deutete auf die Kaffeemaschine. »Möchtest du eine Tasse?«

»Ist es nicht zu heiß?«

»Du schwitzt doch sowieso schon.«

»Stimmt auch wieder.« Ich schenkte mir eine Tasse ein und verschwand in meinem Büro. Die Bewegungen hatte ich auf ein Minimum reduziert. Nur keine überflüssige Hetze, bei dieser Hitze geriet man sofort in saunaähnliche Zustände.

Ich nahm den ersten Schluck. Mit einem Schnellhefter fächerte ich mir Luft zu.

Das sah Glenda, die, ebenfalls mit einer gefüllten Kaffeetasse in der Hand, den Raum betrat. Die weiten, pumpigen Hosenbeine

umflatterten ihre Schenkel. Sie strahlte einen frischen Geruch aus.

Vielleicht lag es auch an dem Parfüm.

Mir gegenüber nahm sie Platz.

»Du hast auch keine Lust, wie?« fragte ich.

»Kaum.«

»Sollen wir nicht verschwinden?«

Sie lächelte und trank einen Schluck. »Wohin denn?«

»In ein Schwimmbad.«

»Da stehen sie dir doch auf den Füßen herum.«

»Um diese Zeit wohl nicht.«

»Doch, John. Außerdem solltest du dich zusammenreißen. Andere müssen auch arbeiten.«

Sie hatte eine Frage. »Wie war es denn mit Jane?«

Ich lachte kurz. »Bist du noch immer eifersüchtig?«

»Quatsch. Ich frage nur aus Interesse. Das andere ist schließlich vorbei.«

Ich nickte. »Jane wollte sich wieder voll reinhängen, und beinahe wäre es schiefgegangen, da hätten wir einen Selbstmörder mehr gehabt. Ich kam gerade noch rechtzeitig.«

»Aber die Sache ist abgeschlossen.«

»Ja.«

»Dann kannst du dich ja um neue Aufgaben kümmern.«

***

Ich schaute meine Sekretärin scharf an. »Welcher Hintersinn steckt in dem Satz?«

»Keiner. Nur denke ich an Suko, der dienstlich unterwegs ist. Er wird wohl etwas aufreißen.«

»Was denn?«

Glenda hob die Schultern. »Ich weiß es auch nicht genau. Jedenfalls ist er bei einer Behörde. Irgendeine Fahndungs-Abteilung. Worum es geht, weiß ich auch nicht.«

»Geheimdienst?«

»Kann sein.«

Ich winkte ab. »Das kann mich heute nicht jucken. Bei diesem Wetter bleibe ich draußen.«

»Wie meinst du das denn?«

»Keine Action.«

»Wenn es klappt.«

»Das schwöre…«

»Lieber nicht, John. Wir kennen das Spielchen ja. Wenn du dir mal etwas vornimmst, geht es meist in die Hose.«

Ich hatte den Besuch in der Badeanstalt noch nicht abgeschrieben.

»Deshalb sollten wir beide das Schwimmbad besuchen. Das wäre

doch ideal, glaube mir.«

»Und was sagst du Sir James?«

»Ist der überhaupt im Lande?«

»Sicher, der macht doch nie blau. Den mußt du schon fesseln, wenn er nicht kommen soll.«

Ich grinste. »Mitnehmen kann man ihn wohl nicht. Der Alte im Schwimmbad.« Jetzt lachte ich doch. »Das wäre ein Bild für die Götter oder für eine Bierzeitung.«

»Du hast auch keinen Respekt.«

»Also das ist nicht wahr, Glenda. Ich…«

Das Telefon summte und enthob mich von meiner Antwort. Ich schnappte mir den Hörer und stöhnte »Sinclair.«

»Liegen Sie noch im Bett, John?« Die frische Stimme gehörte meinem Chef, Sir James.

»Nein.«

»Es hörte sich aber so an.«

»Die Hitze, Sir. Sie wissen doch selbst, wie das ist. Da sitzt man und schwitzt vor sich hin. Es ist wirklich traurig. Eigentlich wollte ich wieder gehen, der Urlaub…«

»Ist schon gestrichen.«

»Oh.« Ich warf Glenda einen bedauerlichen Blick zu. »Und weshalb?« fragte ich.

»Das werde ich Ihnen persönlich sagen, John. Kommen Sie zu mir. Wir warten auf Sie.«

»Wer denn noch?«

»Suko.«

»Ich bin fast unterwegs.« Mit einem bedauernden Blick legte ich den Hörer wieder auf. »Da ist nichts zu machen, Glenda, die Pflicht ruft mal wieder.«

»Wie schön für dich.«

»Aber wenn es ein Job wird, der mir gefällt, sage ich dir vorher Bescheid. Du weißt ja, wir sind allmählich international geworden. Ein Fall in der Südsee oder an einem anderen Strand käme mir jetzt so richtig gelegen.«

»Dann mach mal.«

Wenig später hatte ich das Büro meines Chefs betreten, wo auch Suko noch wartete. Er wußte wohl Bescheid und grinste auf eine bestimmte Art und Weise.

»Du weißt schon mehr, nicht?«

»Vielleicht.«

Sir James hatte sich seines Jacketts entledigt. Das tat er äußerst selten, auch ihm machte das heiße Wetter zu schaffen. Etwas war aufgebaut worden. Ein Dia-Projektor. Ihm gegenüber befand sich ein weißes Stück Leinwand, auf der ich wahrscheinlich bald einige Bilder

zu sehen bekommen würde.

Ich setzte mich und schlug die Beine übereinander. »Suko wird Ihnen alles erklären, John.«

»Dann laß mal hören.«

»Ich war ja heute schon unterwegs«, sagte mein Freund und nickte mir zu. »Keine spektakuläre Sache, sondern richtig bürokratisch. Es gibt da einen Mann namens Kevin Barnes. Er arbeitete in einer bestimmten Abteilung des Ministeriums, ist aber kein aktiver Agent. Mit einem Freund zusammen kam er von einer Mittelmeerreise zurück, wo beide etwas Seltsames und Ungewöhnliches erlebten. Sie sahen ein Gespensterschiff und wären noch fast von ihm gerammt worden.«

Nach diesen Worten löschte Suko das Licht. Vor den Fenstern waren sowieso die Rollos vorgezogen worden. Suko stellte auch den Projektor an, das erste Bild wurde eingeschoben, auf die Leinwand projiziert, doch wir sahen fast nichts. Nur Nebel.

»Abwarten, John, schau genau hin.«

Das nächste Bild erschien. Auch mit viel Nebel, doch inmitten des Dunstes zeichnete sich etwas ab, der Umriß eines Schiffes. Dieses Geisterschiff nämlich, von dem Suko schon gesprochen hatte.

Die nächsten Bilder waren besser. Ich konnte die Aufbauten zum Teil erkennen und auch die zerfetzten Segeltücher, die an den Masten hingen.

»Ein richtiges Gespensterschiff«, hörte ich Sukos Stimme aus der Dunkelheit, »aber das Beste kommt noch. Schau dir das letzte Bild genau an, John.«

»Laß es reinrutschen.«

Auf der Wand wurden die Motive ausgetauscht. Ich erkannte wiederum zunächst wenig, bis Suko aufstand, nach einem Zeigestock griff und die Spitze in die Hecknähe des Kahns brachte.

»Da hängt eine Flagge, John.«

»Die sehe ich.«

»Auch das Motiv oder den Buchstaben.«

»Nicht genau.«

»Komm her. Es ist zwar etwas unscharf, aber ich möchte von dir eine Bestätigung haben, ob ich mich nicht getäuscht habe. Die Flagge ist vom Untergrund her blau, aber der Buchstabe zeichnet sich durch seine rote Farbe deutlich ab.«

Ich hatte Suko inzwischen erreicht, schärfte meinen Blick, sah noch einmal hin, weil ich nichts Falsches sagen wollte, und hatte schließlich die Lösung.

»Das ist ein T!«

»Exakt, John. Und was sagt dir das?«

Ich hob die Schulter und nickte gleichzeitig. »Ich würde behaupten,

das T ist eine Abkürzung und steht für Templer.«

»Genau das ist auch meine Ansicht!«

Unsere Blicke trafen sich. »Ein altes Templer-Schiff also!« flüsterte ich. »Das ist ein Hammer.«

»Meine ich auch.«

Ich schaute noch einmal auf das Bild. Der Umriß des Schiffes zeichnete sich nur schwach innerhalb des begleitenden Nebels ab, aber es war deutlich zu erkennen, daß es sich bei dem Kahn um einen Segler gehandelt hatte.

»Gibt es noch weitere Zeugen, die das Schiff gesehen haben?« erkundigte ich mich.

»Wir haben noch keine auftreiben können. Auch die beiden Männer haben sich darum nicht gekümmert.«

»Und wo ist ihnen das Schiff begegnet?«

»Vor der französischen Küste. Der Südküste, John. Fällt bei dir jetzt der Cent?«

»Und ob.«

Frankreich und die Templer gehörten irgendwie zusammen.

Auch Abbé Bloch, einer meiner Templer-Freunde, und ich dachte auch an die Kathedrale der Angst in der Nähe von Alet-les-Bains, wo das silberne Skelett des Hector de Valois in einem Sarg stand.

»Bedeutete das Schiff für die beiden Zeugen eine Gefahr?« Ich trat noch näher an das Bild und deutete auf die Gestalt, die ich an den Heckaufbauten sah.

»Nein, dieser Kevin Barnes hat nichts davon gesagt. Das Schiff kam zusammen mit dem Nebel, und es glitt auch vorbei. Sie hörten nichts, sie sahen nur etwas. Den Nebel, die Umrisse – naja, du weißt schon.«

»Sicher.«

»Jede Spur, die zu den Templern führt, sollten wir aufnehmen«, sagte Sir James. »Vor allen Dingen ist es für Sie wichtig, John, wenn Sie dabei an Ihr Vorleben denken.«

»Wollen Sie uns nach Südfrankreich schicken?«

»Ja.«

»Auch nicht schlecht.«

Sir James zeigte sich irritiert. »Wie meinen Sie das?«

»Ich dachte gerade an Bali.«

Er schüttelte nur den Kopf, während Suko grinste. »Wer an Bali denkt, der interessiert sich auch für den Strand, John. Glauben Sie nur nicht daran, daß Sie dem süßen Leben dort frönen können. Dazu bleibt bestimmt keine Zeit.«

»Da gebe ich Ihnen recht. Fliegen wir denn auf blauen Dunst, oder können wir Kontakt aufnehmen?«

»Ja, mit diesem Mario Scirea. Er hält sich in einem kleinen Fischerdorf auf.«

»Wohnt er dort?«

»Zum Teil. Eigentlich stammt er aus Neapel, aber dort ist es ihm zu ungemütlich. Er hat seine Tätigkeit nach Frankreich verlagert. Dort betreibt er einen kleinen Andenkenladen und gibt auch Unterricht im Surfen und Segeln.«

»Okay, Suko, dann fahren wir.«

»Die Tickets liegen bereit«, sagte Sir James. Er reichte uns die Hand. »Stoppen Sie das Geisterschiff.«

»Mal sehen.«

Als wir ins Büro zurückkehrten, schaute uns Glenda Perkins fragend an. »Na, wie ist das mit dem Strand und mit Bali?«

Suko hielt sich heraus, während ich auf der Schreibtischkante meinen Platz fand und Glenda ins Gesicht schaute. »Leider ist Bali gestorben, liebe Glenda.«

»Das tut mir aber leid.« Sie sagte es in einem Tonfall, der die Antwort als Lüge identifizierte.

»Dennoch können wir eine Reise machen.«

»An den Nordpol?«

»Nein, nach Frankreich. Côte d'Azur.«

»Ein Witz?«

»Nein, echt.«

Glenda verzog die Lippen. »Soviel Glück wie du möchte ich auch einmal haben, John.«

»Das ist nicht weiter tragisch, Mädchen. Man muß eben an einem Sonntag geboren sein.«

»Und das bist du?«

»Ich glaube schon.«

»Könnt ihr mich nicht gebrauchen?« erkundigte sie sich.

»Eigentlich ja, aber bei den tollen Girls, die sich in Cannes, Nizza oder an den…«

Glenda griff schon nach einem Locher. Sie konnte nicht nur werfen, auch treffen…

Ich rettete mich mit einem gewaltigen Sprung in mein Büro, und Glenda brauchte den Locher nicht zu schleudern. Suko schaute mich erstaunt an, während ich grinste.

»Ist Glenda sauer?«

»Das bin ich!« rief sie.

»Und weshalb?«

Die nächste Antwort gab ich. »Es ist so. Ich habe ihr vorgeschlagen, Miß Moneypenny aus den James-Bond-Streifen zu engagieren, denn die ist viel lieber zu ihrem Chef…«

»Aber auch magerer«, meinte Suko, und da konnte ich nun wirklich nicht wiedersprechen.

***

Zwei Tage schon befanden wir uns an der blauen Küste, der Côte d'Azur. Zwar hingen wir nicht in den teuersten Orten herum, wie Cannes oder Nizza, aber das Dorf, in dem wir unser Quartier bezogen hatten, gefiel uns trotzdem.

Es hieß Estre und lag in Richtung Marseilles. Da gab es keine traditionellen Superhotels, da schwirrten keine Filmsternchen herum, auch Stars ließen sich nicht blicken. Wenn Touristen da waren, wohnten sie in kleinen Gasthöfen, Hotels oder Pensionen, die sich zumeist oberhalb des Dorfes an die Felsen schmiegten und nur durch malerische Gassen zu erreichen waren.

War die Luft klar, sahen wir die gewaltigen Grate der Seealpen in den blaugrauen Himmel stoßen. Auf den allerhöchsten Gipfeln glänzte noch eine matte Schneeschicht.

Es war auch hier heiß. Aber die Wärme ließ sich an der See besser ertragen als in London zwischen einem Meer von Häusern. Wir genossen das Leben auch, obwohl wir unsere Aufgabe nicht vernachlässigten, aber Mario Scirea war leider nicht da.

Er sollte erst an einem bestimmten Nachmittag zurückkehren, wie wir von einer netten Mademoiselle gehört hatten, die an seinem Kiosk bediente.

Die Kleine hieß Brigitte, hatte pechschwarzes Haar und den feurigen Blick einer Spanierin. Sie war höchstens 20, gut gebaut, und ein Typ, der Männerherzen höher schlagen ließ. Ich hatte sie bisher nur in weißen Jeans erlebt und mit einem dunklen Flatterhemd bekleidet.

Als wir an diesem Spätnachmittag an den Kiosk traten, bediente sie zunächst zwei Camper, bevor sie sich uns zuwandte.

»Na?« Sie lachte. »Suchen Sie noch immer nach Mario?«

»Sicher.«

Sie nickte mir zu. »Er ist da.«

»Ho. Wann gekommen?«

»Vor einer guten halben Stunde hätten Sie ihn treffen können. Aber jetzt ist er wieder weg.«

»Wissen Sie denn, wo er sich aufhält?«

»Ja, bei Pierre.«

»Ist das ein Freund?«

»Nein, ein Wirt. Passen Sie auf. Sie gehen die nächste Gasse links hoch und sehen ebenfalls auf der linken Seite einen Durchgang zum Hof. Den können Sie gar nicht verfehlen, weil der Torbogen auffällt.«

»Wir bedanken uns.«

»Und sagen Sie ihm, daß er morgen den Laden übernehmen soll. Ich will mich auch mal sonnen.«

»Ob das klappt, weiß ich nicht.«

»Es muß.«

Suko grinste still vor sich hin. »Was hast du?« fragte ich ihn.

»Wenn die Kleine sich sonnt, möchtest du bestimmt gern neben ihr liegen – oder?«

»Ich hätte nichts dagegen.«

»Dann würde dir Glenda aber die Kaffeekanne an den Kopf werfen.«

»Sie braucht ja nichts zu wissen.«

Wir hatten inzwischen die Einmündung der Gasse erreicht und schritten über das holprige Kopfsteinpflaster hinweg. Der Wind erreichte diese schmale Straße nicht. Dementsprechend stand die Hitze zwischen den Hauswänden.

Die Kneipe lag auf dem Hof in einem flachen Anbau. Aber dort hielt sich niemand auf. Die Gäste hockten allesamt vor der Tür auf einem freien Platz und ließen es sich gutgehen.

Pierre, der Wirt, war nicht zu verfehlen. Ein dicker Mensch, der trotz der Hitze noch eine Baskenmütze auf dem Kopf trug und schwere Tabletts stemmte.

Ein schmalhüftiger Kellner stand im Hintergrund und wedelte sich mit seinem Tuch Luft zu.

Man hatte die Stühle grün angestrichen. Auf den kleinen Holztischen lagen keine Decken. Dafür standen hohe Tonkrüge mit Rowein dort. Wir nahmen an einem freien Tisch Platz, was dem Kellner nicht gefiel. Mit mürrischem Gesicht kam er näher.

»Was möchten Sie?«

»Nichts Alkoholisches.«

»Wasser?«

»Ja.«

»Also zweimal?«

»Richtig.«

Er brachte die bauchigen Perrier-Flaschen, die zum Glück gut gekühlt waren.

Wir fragten ihn nach Mario Scirea.

»Das ist der Schwarze im roten Hemd.«

»Danke.«

Irgendwie mußte Scirea mitbekommen haben, daß über ihn gesprochen worden war. Er schaute zu uns rüber, sah mein Winken, erhob sich und sagte etwas zu seinen Freunden.

Die ließen ihn gehen.

Auch wir standen auf. »Sie sind Mario Scirea?« fragte ich sicherheitshalber noch einmal.

»Ja.« Er grinste sparsam. »Und Sie sehen so aus, als wären Sie Engländer.«

»Ich nicht!« meinte Suko trocken.

»Klar, das sehe ich.«

»Können Sie sich vorstellen, aus welch einem Grund wir zu Ihnen gekommen sind?«

»Kevin Barnes.«
»Ja.«
Er holte durch die Nase Luft. »Ich hatte es mir gedacht. Er hat ja so etwas angedeutet. Wir können uns aber setzen.«
Mario nahm bei uns Platz. Jemand brachte ihm sein Glas. Er trank einen Rosé-Wein. »Sind die Fotos etwas geworden?«
»Recht gut sogar.«
Er schaute Suko an. »Ich nehme an, daß Sie beide nicht zu Kevins direkten Kollegen gehören.«
»Das stimmt.«
»Was sind Sie dann?«
»Yard-Leute.«
Suko hatte gesprochen und bekam auch das Nicken mit.
»Allerhand viel Holz, das mein Freund da in Bewegung gesetzt hat, muß ich schon sagen. Sind Sie Spezialisten für Geisterschiffe?«
»Nicht direkt«, antwortete ich. »Aber wir beschäftigen uns mit Fällen, die ins Übersinnliche hineingehen.«
»Das ist ja auch modern.« Mario nahm einen Schluck Wein. Er war der Typ Playboy. Braungebrannt, locker angezogen, schwarzes Haar, auf dem Kopf kurz geschnitten und im Nacken länger gehalten, so riß er sicherlich zahlreiche Mädchen auf.
»Was können Sie uns über das Schiff sagen?« fragte ich ihn.
Er hob die Schultern und schaute auf einen Ring, der den Mittelfinger seiner rechten Hand schmückte. Der Ring besaß eine Platte, die grün schimmerte. Als Motiv erkannte ich darauf einen goldenen Fisch, der seinen Körper zusammengezogen hatte.
»Nichts kann ich Ihnen sagen. Nicht mehr als Kevin. Wir haben beide nur das gleiche gesehen. Hätte Kevin nicht fotografiert, wäre überhaupt kein Beweis Vorhanden gewesen.«
»Das ist klar«, sagte ich und dachte schon einen Schritt weiter.
»Wir haben auf dem Bild ein Mitglied der Besatzung gesehen. Es stand am Heck. Erinnern Sie sich.«
»Der schwarze Kerl. Natürlich.«
»Gut, gab es noch andere Besatzungsmitglieder. Wenn ja, wie viele von ihnen?«
»Keine Ahnung.«
»Aber es waren welche vorhanden?« hakte Suko nach.
»Sicher.«
»Und haben Sie das Schiff vielleicht ein zweites Mal gesehen?«
»Nein, es ist bei der ersten Begegnung geblieben. Ich war ja auch weg und habe das Boot in den letzten Tagen nicht mehr benutzt. Wir wollten erst später wieder raus, wenn Kevin noch mal zurückkehrt.«
»Haben Sie die Sache denn für sich behalten?«
»Nein.«

»Was sagt man hier im Ort?«

»Einige lachten mich aus«, erwiderte Mario, »andere wiegten den Kopf und sahen dies als böses Omen an.«

»Und Sie können sich keinen Grund vorstellen, weshalb das Schiff so plötzlich erschien?«

»Nicht den geringsten.«

»Haben Sie eigentlich auf die Flagge am Heck geachtet?« wollte Suko wissen.

»Ja, die habe ich gesehen.«

»Und Ihnen ist nichts aufgefallen?«

»Die zeigte einen Buchstaben. Ich habe ja die Bilder noch gesehen. Kevin hat sie hier entwickeln lassen.«

»Ja, es war ein rotes T auf blauem Grund.«

Mario nickte. »Was bedeutet das?«

Die Antwort bekam er von Suko. »Wir gehen davon aus, daß dieses T für ein bestimmtes Wort steht. Für Templer.«

Scirea starrte uns an. Langsam hob er den Arm und wischte über sein feuchtes Gesicht. »Templer?«

»Ja.«

»Das ist ungewöhnlich.«

»Wieso?« fragte ich. »Können Sie etwas mit diesem Begriff anfangen?«

»Ja, natürlich. Wir haben hier in der Gegend eine Bucht. Sie soll vor langen Jahren mal von Templern beherrscht worden sein. Schiffe konnten anlegen, denn man hatte Hafenanlagen gebaut. Die gibt es heute noch.«

»Ist die Bucht weit von hier entfernt?«

»Nein.«

»Wie sieht es dort aus? Kann man hinein? Gibt es Zugänge oder Höhlen?«

»So genau kenne ich mich nicht aus. Ich war zwei- oder dreimal dort. Ist aber möglich.«

»Dann werden wir uns die Bucht einmal ansehen. Kommen wir auch über den Landweg dorthin?«

»Ja, aber sehr mühsam. Sie müssen einen großen Bogen fahren. Es ist alles sehr beschwerlich.«

»Wie ich Sie kenne, besorgen Sie uns ein Boot, Mario?«

»Das geht in Ordnung. Ich werde dann auch bei Ihnen bleiben. Mittlerweile will ich wissen, was sich hinter diesem Geheimnis verbirgt. Aber die Templer interessieren Sie – oder?«

»Sehr stark sogar«, erwiderte Suko.

»Wie kommt es?«

Der Inspektor winkte ab. »Das ist eine lange Geschichte. Eigentlich zu lang, um sie jetzt zu erzählen.«

Mario Scirea verzog die Lippen. »Ist es Zufall, oder war es Berechnung, daß Sie sich gerade diese Ecke der Küste ausgesucht haben?«

»Beides.«

»Wir sind nämlich templergeschädigt. Von der Historie her, meine ich.« Wir horchten auf, ließen ihn aber weiterreden. »Wissen Sie, als ich das Schiff sah, habe ich zunächst überhaupt nicht an die Templer gedacht. Erst als sie mit dem Flaggen-Motiv ankamen, wurde ich mißtrauisch. Und jetzt ziehe ich natürlich Verbindungen. Für mich basiert das Auftauchen des Templer-Kahns nicht mehr auf einem Zufall, dahinter steckt System. Es gibt eine Sage, in der steht geschrieben, daß hier an dieser Stelle ein großer Templer-Führer an Land gegangen ist. Ein Schiff hat ihn hergebracht. Wahrscheinlich aus dem Morgenland.«

»Kennen Sie auch den Namen?« fragte ich gespannt.

»Ja.« Er trank und schaute mich dabei über den Rand seines Glases hinweg an. »Hector de Valois!«

***

Die Überraschung war ihm gelungen. Er erkannte es auch an den Blicken, mit denen wir uns anschauten. »Na, habe ich voll ins Schwarze getroffen?«

Ich stimmte ihm zu.

Sukos Frage klang etwas mißtrauisch. »Sie kennen sich ja sehr gut aus, Mario.«

»Ja, das muß man, wenn man als Fremder herkommt. Ich fahre oft Touristen raus, wenn sie segeln oder Wasserski laufen wollen. Manchmal haben wir Zeit und kommen auf die Gegend hier zu sprechen. Dann stellten die Leute Fragen. Bisher konnte ich immer mit Grusel-Geschichten aufwarten, die sich um die Templer drehten. Sie sind jedenfalls ausgezeichnet angekommen. Die Leute haben sich nie gelangweilt.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Aber was ist daran wahr?« fragte Suko.

»Eine Sage, mehr nicht.« Mario schaute auf seine Uhr. »Es bleibt lange hell. Wir könnten es noch schaffen, die Bucht zu erreichen. Da können Sie sich dann umschauen.«

Wir waren einverstanden.

Mario winkte den Wirt herbei und wollte zahlen. Ich übernahm seine Rechnung mit.

»Seid ihr euch einig geworden?« fragte der Wirt.

Mario nickte. »Ja, es läuft alles bestens, Pierre. Heute abend kommen wir zurück und machen einen drauf.«

»Das ist gut. Ich werde grillen.«

»Was denn?«
»Wildschweinkeule.«
»Phantastisch. Und wer kommt alles zu deinem Fest?«
»Das halbe Dorf hat sich angesagt. Sie alle wollen von dem Fleisch probieren.«
»Dann sind wir auch da.« Mario warf uns einen fragenden Blick zu.
»Machen Sie auch mit?«
»Wenn die Zeit es erlaubt, immer.« Scirea sprang hoch und griff nach seiner dünnen Sommerjacke. »Dann bis heute abend, Freunde…«

***

Man kannte ihn, er kannte auch alle, und er war bei den meisten Menschen beliebt.
Klar, daß wir sehr schnell ein Boot bekamen. Als Suko einstieg, spielte er mit seiner Bemerkung auf einen erst kürzlich zurückliegenden Fall an. »Ich hoffe nicht, daß dieses Boot von einem Skelett angegriffen wird.«
»Das walte Hugo.«
Scirea fragte nach, wir aber gingen nicht weiter darauf ein und sorgten dafür, daß die Leinen gelöst wurden.
Mario übernahm das Ruder. Die Motorboote lagen von den Segelschiffen getrennt. In der Bucht war die See geschützt und ruhig.
Blauer konnte der Himmel nicht sein. Die Sonne sah aus wie ein gelber Ball. Sie knallte auf Land, Menschen und Meer. Wir hatten Mützen aufgesetzt und trugen dunkle Brillen. So wurde man wenigstens nicht zu stark geblendet.
In den letzten Monaten hatten uns einige Fälle an die Côte d’Azur geführt und darüber war ich nicht traurig, da ich diese Ecke Frankreichs sehr mochte.
Meer und Berge dicht beieinander. Im Frühjahr lief man morgens Ski und warf sich mittags in die Fluten der französischen Riviera.
Tolle Abwechslung.
Das Meer war ziemlich gutmütig. Wir blieben in Sichtweite der Küste. Boote mit bunten Segeln, Surfbretter, die wie farbige Bügelware auf dem Wasser lagen, gaben der Szenerie einen heiteren Touch, und es roch immer nach Urlaub und sportlichem Faulenzen.
Die Küste blieb nie gleich. Mal sahen wir die kleinen, malerischen Dörfer, dann erschienen ganze Abschnitte ohne menschliche Ansiedlung. Nur sonnenverbrannte Felsen ragten aus dem weißen Kamm der Brandung in die Höhe.
Mario deutete schräg nach vorn. Er hatte sich dabei gegen den Wind gestemmt. Sein rotes Hemd flatterte in der steifen Brise. »Seht ihr die Krümmung dort hinten?«
»Ja.«

»Das ist schon der Beginn der Bucht.« Er lachte uns an. »Ich habe euch doch gesagt, daß es nicht weit ist.«

Zuvor sahen wir noch einen Campingplatz. Er lag direkt am Wasser. Allerdings gab es dort keinen Sandstrand, nur Steine. Auf den Wellenkämmen schaukelten große Schlauchboote, die zumeist mit Familien besetzt waren. Ein paar vereinzelte Surfer zogen ebenfalls ihre Bahnen. Einige von ihnen übten noch. Sie lagen mehr im Wasser, als daß sie auf ihren Brettern standen.

Um nicht in den gefährlichen Bereich der Klippen zu geraten, schlugen wir einen Bogen. Danach gingen wir auf Nordkurs und fuhren die Bucht direkt an. Sie erinnerte mich an das weit geöffnete Maul eines Raubtiers.

Die Zufahrt wurde enger. Dort hatten sich auch Strudel gebildet, die an unserem doch ziemlich kleinen Boot zerrten. Die Gischt kam als langer Schleier über, wir wurden naß, aber das tat in der Hitze gut.

Dann glitten wir in ruhigeres Gewässer. Die Sonne stand zwar schon tief, sie hatte aber tagsüber die Bucht aufgeheizt, so daß wir uns wie in einem Backofen vorkamen.

Sogar einen kleinen Strand sahen wir. Sand, Kiesel und auch größere Steine lagen dort friedlich versammelt.

Wir waren allein in der Bucht. Im flachen Gewässer stehend zogen wir das Boot schließlich auf den Strand und warteten ab.

Mario spielte den Fremdenführer. »Das also ist die Bucht der Templer, wie sie der Sage nach genannt wird. Und hier soll der mächtige Führer Hector de Valois einmal für ein Dankgebet an Land gegangen sein.«

»Spricht man bei ihm nur von den Kreuzzügen?« fragte ich.

»Ja.«

»Die waren zu seiner Zeit vorbei.«

Mario hob die Schultern, während ich mir den Schweiß von der Stirn wischte. »Man darf die Worte nicht auf die Goldwaage legen. Was genau passiert ist, weiß niemand. Das werden wir auch nicht herausfinden können, glaube ich.«

»Könnte sein.«

»Wieso? Wollen Sie…?«

Ich schüttelte den Kopf und legte gleichzeitig einen Finger auf meine Lippen. Etwas war passiert, das merkte ich sehr genau, denn mein Kreuz reagierte.

Es hatte sich erwärmt.

Suko wußte Bescheid, was kommen würde, als ich mein Hemd aufknöpfte und das Kreuz hervorholte.

Auch Mario Scirea beobachtete mich. Seine Augen aber wurden groß, als er das Kreuz sah.

»Was ist das?« hauchte er.

»Ein Kreuz!«

Er lachte leise. »Das sehe ich auch. Aber für mich ist es eine Überraschung. Ich habe das schon mal gesehen.«

»Und wo?«

»Hier. Ich meine…« Er verhaspelte sich. »Irgendwo, verstehen Sie? Das kann auch in Estre gewesen sein.«

»Überlegen Sie genau. Es ist wichtig.«

Er nickte bedächtig. »Allmählich begreife ich das auch.« Mario kam einen Schritt auf mich zu. »Darf ich es mal sehen?«

Ich wollte das Kreuz nicht aus der Hand geben. Nicht daß es mir etwas ausgemacht hätte, aber in diesem leicht aktivierten Zustand auf keinen Fall, denn ich hatte genau gespürt, wie es sich erwärmte.

»Später.«

»Aber es sind genau die Zeichen.« Er fuhr durch sein dichtes Haar. »Ja, da sind genau die Zeichen, die ich auch gesehen habe. Mein Gott, das ist kein Zufall. Das kann einfach keiner sein.« Er hob die Schultern und schluckte einige Male.

»Warten Sie ab.«

Suko legte seine Hand auf Marios Schulter und zog ihn zu sich heran. Neben dem Inspektor blieb der auch stehen.

Ich hatte nur Augen für mein Kreuz. Es blinkte an den verschiedenen Seiten auf. Und zwar dort, wo die Erzengel ihre Insignien hinterlassen hatten.

Auch in der Mitte, wo die Zeichen fehlten, sah ich das geheimnisvolle Leuchten.

Ich dachte an den König Salomo, denn dieser Stern hatte sich dort befunden, und es gab eine Verbindung zwischen den Templern und diesem biblischen Herrscher.

Welche Magie hatte ich hier in Gang gebracht? Noch blieb es ruhig, aber ich hatte einfach das Gefühl, daß irgend etwas in der Luft lag. Da mußte was geschehen.

Es passierte auch.

Da ich mich gedreht hatte und gegen die Felswände schaute, konnte ich nicht erkennen, was hinter mir vorging. Dort lag das Wasser, und genau dort geriet es auch in Bewegung.

Suko hätte sich seinen Zuruf sparen können, denn auch ich hörte das Brodeln und Rauschen.

Das Kreuz in meiner Rechten hatte sich nicht mehr erwärmt, aber ich wußte, daß der magische Vorgang noch nicht beendet war.

Erst hatte das Wasser gebrodelt, dann kam der Nebel…

Woher er genau erschien, konnte ich nicht sehen. Jedenfalls war er plötzlich vorhanden, er drang in dicken Schwaden aus den schäumenden Fluten und hatte in Sekundenschnelle die gesamte Bucht eingenommen. An den Felswänden klebte er förmlich fest, er bildete

Wolken über dem Wasser und trieb auch dem Ausgang entgegen.

»Den Nebel habe ich schon einmal erlebt!« Mario sprach den Satz laut und mit krächzender Stimme aus.

Mit starrem Gesichtsausdruck schaute ich dorthin, wo einmal die Wasserfläche gewesen war. Ich sah sie nicht mehr. Die grauen Schwaden hielten alles bedeckt.

Es wurden immer mehr. Sie verdichteten sich vor meinen Augen, doch ich erkannte in ihnen eine Bewegung, als würde dort jemand in der geheimnisvollen Suppe herumrühren.

Da stieg etwas hoch…

Bisher hatte ich noch nicht richtig daran glauben können, jetzt aber sah ich ein Schiff!

»Das!« rief Mario Scirea laut. »Das ist das Schiff, das wir gesehen haben…«

***

Ja, es war dieser alte Kahn mit den zerfetzten Segeln. Er mußte auf dem Grund des Meeres gelegen haben, und durch die Magie des Kreuzes war er an die Oberfläche geholt worden.

Ein großes Schiff mit graugrünen Aufbauten, die zitterten, als der Kahn einen heftigen Stoß bekam, der ihn vom Bug bis zum hochgestellten und kantig wirkenden Heck erwischte.

Er schüttelte sich und trieb langsam um die eigene Achse, damit der Bug auf den Ausgang der Bucht zeigte.

Dann schwebte es davon.

Ja, es war in der Tat ein Schweben, denn wir vernahmen keinerlei Geräusche. Keine Welle schlug gegen die hölzerne Außenhaut, der Nebel schien das Schiff fortzutragen.

Bevor es entschwand, drehte sich die eine Gestalt auf dem Heck noch einmal um. Mir kam es so vor, als wäre sie klarer herausgestellt worden, und ich sah ihren blutbefleckten Mantel, über dem ein bleiches Gesicht schwebte.

Dieser Mann, wahrscheinlich war es die Kapitän, strömte etwas aus, vor dem man Furcht bekommen konnte. Auch mir rann ein Schauer über den Rücken, und ich schaute ebenfalls nach, wie der alte Kahn verschwand.

Ein Totenschiff…

Den Nebel nahm es mit. Es drängte ihn aus der Bucht. Dabei schienen die grauen Schwaden sich zusammenzudrücken und dem Kahn noch mehr Geschwindigkeit zu geben.

Wir blieben stehen. Mario Scirea war damit nicht einverstanden.

»Wollen Sie nicht hinterher? Wir haben das Boot…«

Ich hatte nichts dagegen, aber ich hörte Sukos hartes »Nein!« Das mußte einen Grund haben.

Als ich mich umgedreht hatte, deutete Suko auf einen Teil der Felswand.

Es gab sie nicht mehr.

Wie von Zauberhänden geschoben, war der Stein verschwunden, und wir schauten in die Öffnung einer düsteren Berghöhle…

***

Bei uns dreien hielt die Überraschung an. Marios Scirea fing sich schließlich. »Das verstehe ich nicht!« hauchte er. »Sie war noch nie da. Ich… ich kenne die Höhle überhaupt nicht.«

»Dann wird es Zeit, daß wir sie kennenlernen«, erwiderte ich.

Auch Suko war meiner Ansicht.

»Wollen Sie da tatsächlich hinein?«

»Ja.«

»Aber das ist riskant…«

»Wir sind es gewohnt, ein Risiko einzugehen«, erklärte Suko und nickte mir zu.

Mario zögerte noch, während ich die ersten Schritte auf die Berghöhle zuging.

Ein komisches Gefühl hatte mich schon übermannt. Ich kam mir vor wie weiland Sindbad der Seefahrer, als er auf einer seiner Entdeckungsreisen war.

Auf dem Kieselsteinboden hörte ich jeden Schritt. Ich schaute auch auf mein Kreuz, das seine Magie noch nicht wieder abgegeben hatte. Einige Meter noch, dann hielt mich die Dämmerung der Berghöhle umfangen.

Ich hatte das Gefühl, in einen Dom hineingetreten zu sein. Groß, breit und wuchtig sah ich die Höhle vor mir. Jeder Schritt wurde von einem Echo begleitet.

Irgendwo tropfte Wasser. Ein kühler Windzug fuhr gegen mein erhitztes Gesicht, als hätte mich die Hand eines Geistes berührt.

Ich ging tiefer hinein, schaute einmal zurück. Sukos Umriß malte sich vor dem Ausgang deutlich ab.

Welches Geheimnis verbarg dieses Versteck im Berg? Und wieso hatte es sich öffnen können?

Das Tageslicht füllte die Höhle nicht ganz mit seinem Dämmerschein aus. Die hinteren Partien lagen im Dunkeln, und dort entdeckte ich ein dunkles und helles Schimmern.

So etwas erregte immer meine Aufmerksamkeit. Als ich näher kam, erkannte ich die Ursache.

Direkt an der Höhlenwand standen zwei alte Truhen, die aber zerbrochen waren. Die Deckel standen offen, doch auch die Seitenwände hatten dem Druck der Ladung nicht mehr standhalten können.

Ich pfiff leise durch die Zähne, als ich mir die Ladung einmal genauer anschaute.

Was ich nun erlebte, hätte tatsächlich aus einem orientalischen Märchen stammen können, denn vor mir lag ein Schatz.

Ein Piratenschatz, wie man ihn sich immer vorstellt und wie er auch oft in Büchern beschrieben worden war.

Geschmeide, Gold, silberne Kannen, Gefäße, Schalen und Töpfe waren herausgefallen. Das Silber hatte bereits eine schwarze Oxidationsschicht bekommen, während das Gold weiterhin glänzte.

Allmählich mußte ich zu der Überzeugung kommen, daß die Templer auf dem Schiff Piraten gewesen waren.

Templer und Piraten? Irgendwie wollte mir das nicht in den Kopf.

Zudem sollte an diesem Flecken Erde ja Hector de Valois an Land gegangen sein, als er von einer Reise zurückgekommen war.

Obwohl ich schon als Hector de Valois gelebt hatte, konnte ich mich an ihn und dieses Leben nicht erinnern. Ebensowenig wie an das eines gewissen Richard Löwenherz oder an das Leben des weisen, biblischen Königs Salomo.

Ich bückte mich und wühlte mit beiden Händen in dem herum, was die zerstörten Kisten hergegeben hatten.

Es gibt sicherlich eine Menge Leute, die glänzende Augen bekommen, wenn sie Gold zwischen den Fingern spüren. Mir erging es dabei nicht so. Ich wühlte weiter, geriet tiefer in die Kisten und bekam plötzlich etwas zu fassen, das sich wie ein Buch anfühlte.

Als ich es hervorholte, stand Suko plötzlich neben mir. Über den Schatz verlor er kein Wort, ihn interessierte das Buch.

»Was ist das?«

»Keine Ahnung.« Ich drehte das Buch herum. Vielleicht stand auf der anderen Seite ein Titel, aber auch hier starrte ich nur gegen das alte, verstaubte, irgendwie weiche, schwarze Deckblatt.

Sehr vorsichtig schlug ich es auf, Suko hielt die schmale Lampe fest und leuchtete mir.

Mario Scirea hatte die Höhle nicht betreten. Er stand im Eingang und konnte sich nicht entscheiden.

»Kein Titel«, meinte Suko.

»Nein, das nicht, aber es ist beschrieben.« Sehr vorsichtig öffnete ich es und drehte einige Seiten herum.

Auch das helle Licht der Lampe konnte die Schrift nicht so deutlich hervorholen, als daß ich die einzelnen Worte hätte entziffern können. So mußten wir uns nur mehr auf Bruchstücke verlassen.

Der Name Hector de Valois erschien des öfteren. Er wurde auch betitelt mit dem Begriff Magister oder Magier. Wenn von ihm geschrieben wurde, konnte man den Eindruck bekommen, als hätte ihn die Besatzung des Schiffes besonders behandelt.

Zwischen den Zeilen konnte man von einer gewissen Ehrfurcht lesen, die dem Mann entgegengebracht wurde. Auch von einem Kreuz war geschrieben worden, das der Gast bei sich trug, es aber nie zeigte, wie auch er stets darauf bedacht gewesen war, sich wenig an Deck des Schiffes zu zeigen.

Aus dem Orient waren sie gekommen. Über die Ladung lasen wir kein Wort, dafür mehr über die Wetterbedingungen, die ziemlich schlecht gewesen sein mußten, denn Stürme hatten das Schiff stark gebeutelt.

»Weshalb sie hier an Land gegangen sind, weiß wohl niemand«, murmelte Suko.

Ich hob die Schultern und blätterte weiter. Leider war auf den folgenden Seiten die Schrift so verblaßt, daß wir sie auch im Licht der Lampe nicht entziffern konnten.

»Weshalb ist Hector der Valois an Bord gegangen?« murmelte ich.

»Er muß einen Grund gehabt haben. Ich glaube nämlich nicht, daß es sich bei der Besatzung des Schiffes um seine Leute, sprich Templer, gehandelt hat.«

»Vielleicht wollte er den Piraten das Handwerk legen«, mutmaßte ich.

»Das hat er wohl nicht geschafft. Sie leben ja noch.«

»Ja, als Geister.«

»Fragt sich nur, was ihr Motiv sein könnte. Irgend etwas läßt sie nicht ruhen. Wenn ich den Vergleich zum Fliegenden Holländer heranziehe, muß ich einfach auf diese Lösung kommen.«

»Ja, wahrscheinlich.«

Ich blätterte abermals weiter und hoffte dabei, auf Motive oder Spuren zu stoßen.

Nichts…

Erst auf den letzten Seiten wurden wir wieder fündig. Da sah ich gewisse Eintragungen, die mit einem Datum überschrieben worden waren, das wir allerdings wieder nicht lesen konnten.

Dafür aber den Text.

Der Templer-Führer mußte es sich mit dem Kapitän des Schiffes verdorben haben, denn es war von einem Streit die Rede. Beide wollten sich nichts schenken und hatten aufeinander eingedroschen.

Man sprach von einer Todfeindschaft zwischen Hector de Valois und Capitaine Noir.

»Der schwarze Kapitän«, flüsterte Suko und schaute mich dabei an. »Ob das die Gestalt am Heck des Bootes war?«

»Schon möglich.«

»Dann hat er ebenso überlebt wie andere von der Besatzung.«

»Genau, und de Valois hat es erwischt.«

»Pech.«

»Die letzten beiden Seiten waren wieder beschrieben. Da stand etwas von einer Meuterei und davon, daß man Hector de Valois von Bord des Schiffes geworfen habe.«

»Dann ist er möglicherweise ertrunken«, folgerte Suko.

Ich widersprach. »Die Legende erzählt doch davon, daß er hier an Land gegangen ist.«

»Stimmt auch wieder.«

Ich klappte das Buch zu. Wahrscheinlich hatte ich es zu hart angefaßt, denn das Logbuch des alten Piratenschiffes zerbröselte zwischen meinen Fingern. Als Staub fiel es zu Boden.

Suko deutete auf die Beute. »Willst du dafür sorgen, daß die Höhle geleert wird?«

»Wenn man sie später noch findet.«

»Glaubst du daran, daß der Eingang wieder zuwächst?«

»Völlig schließe ich es nicht aus.«

»Und Mario hat noch dein Kreuz gesehen. Wo, John? Er soll endlich mit der Sprache herausrücken.«

»Das fällt ihm schon noch ein.« Ich ließ Suko stehen. Der Hintergrund dieser Höhle interessierte mich mehr. Vielleicht konnte ich dort noch Spuren entdecken, die bisher versteckt in der Finsternis verborgen gewesen waren.

Ein Schiff auf dem Meeresgrund, geheimnisvolle Piraten an Bord, die längst schon hätten vermodert sein müssen, ein gefährlicher Kapitän und ein altes Templer-Rätsel.

Wie paßte das zusammen? Wo war hier der rote Faden? Lag er in der Höhle, die ich durchsuchte?

Mario Scireas Stimme schallte mir entgegen. »Ich sehe das Schiff nicht mehr. Es ist zusammen mit dem Nebel verschwunden.«

»Es wird sicherlich zurückkommen!« rief Suko.

Ich nahm vom Dialog der beiden keine Notiz mehr. Das Kreuz war viel interessanter geworden. Besonders die Stelle, wo sich die beiden Balken trafen und einmal das Siegel Salomos gewesen war.

Sie zeigte sich ein wenig verändert. Ich sah plötzlich wieder die ineinandergeschobenen Dreiecke, die sofort wieder verschwanden.

An dieser Stelle mußte irgend etwas geschehen sein, auf das mein Kreuz jetzt noch reagierte.

»John!«

Sukos Ruf erreichte mich, aber er war plötzlich so fern. Ich wollte mich umdrehen, aber etwas hielt mich fest.

Und Suko lief.

Weshalb bewegte er sich denn so seltsam und schwang dabei seine Arme wie ein Gorilla beim Laufen? Da stimmte doch etwas nicht.

Konnte er mich überhaupt erreichen?

Ich ging ihm entgegen.

Das heißt, es war ein Versuch, aber ich gelangte woanders hin. Irgendwie ins Leere.

Mein Gott, dachte ich noch, dann war plötzlich alles um mich herum verschwunden…

***

Sukos Augen wurden groß. Er hatte sich in Bewegung gesetzt, war schnell gelaufen, denn irgend etwas hatte John Sinclair erwischt.

Zwar sah Suko seinen Freund, aber dessen Gestalt war eine andere geworden. Bei ihr hatten sich die Proportionen verschoben. Er sah plötzlich so schmal aus, profillos, als würden sich mehrere Prismen bei ihm genau übereinanderschieben.

Für einen Moment sah Suko das Flirren in der Luft und an der Stelle, wo John gestanden hatte.

Jawohl, gestanden hatte!

Er war nicht mehr da.

Suko hatte nach ihm greifen wollen, ins Leere gefaßt und sein Arm sank allmählich nach unten. Es war eine zeitlupenhafte Bewegung und noch von der Überraschung und dem Schock diktiert, der ihn erfaßt hatte.

Dann rief er den Namen des Freundes. Zuerst mit leiser, später mit lauter Stimme.

»Johnnnn…«

Nur das Echo seines eigenen Rufes kehrte zurück. Der Geisterjäger gab keine Antwort.

Suko ging vor. Er setzte seine Schritte fast wie ein kleines Kind, das gerade das Laufen gelernt hatte. Als er die Stelle erreichte, wo der Geisterjäger vor seinen eigenen Augen verschwunden war, sah er – nichts. Es gab keinen Hinweis mehr auf John Sinclair. Er war und blieb verschwunden. Ihn hatte der Erdboden geschluckt.

Suko spürte das Kratzen im Hals. Ein trockenes Gefühl, als hätte er zuvor würgen müssen.

Aus seinen Poren rann der Schweiß, auch unter den Achseln war er naß geworden.

Es kam selten vor, aber in diesem Moment fühlte Suko sich so verdammt unterlegen. John besaß das Kreuz, er nicht, und genau dieses Kreuz hatte dem Geisterjäger den Weg gewiesen.

»Wohin?« flüsterte Suko.

Antworten gab es einige. Er konnte sie aber auch als Spekulationen bezeichnen, denn auf den Gehalt an Wahrheit waren sie kaum zu überprüfen. Die erste Erklärung bestand aus einem bestimmten Begriff. John mußte von einem Dimensionstor verschluckt worden sein. Eine Tür, ein Schlupfloch, das in eine andere Welt führte. Hinüber in die Dimension der Finsternis und des Grauens.

Genau das war die Lösung.
Wie aber konnte Suko es öffnen, da er seinen Freund auf keinen Fall allein diesen gefahrvollen Weg gehen lassen wollte.
Es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Zudem schaffte er es auch nicht mehr, weil ihn ein plötzlicher Ruf Marios erreichte. »Suko der Felsen!«
Der Inspektor fuhr herum.
Mario stand nicht mehr dort, wo er sich zuvor aufgehalten hatte.
Er war einige Schritte zurückgegangen. Das hatte er auch tun müssen, denn vor ihm schlossen sich die Felsen wieder zusammen.
Als würden sie auf Schienen gleiten, so drängten sie aufeinander zu, um nach spätestens fünf Sekunden zu einer Einheit zu werden.
Wenn Suko es dann nicht geschafft hatte, die Höhle zu verlassen, war es zu spät.
Wie sollte er sich entscheiden?
Für John oder für die Flucht. Wo konnte er dem Freund am besten behilflich sein?
Der Chinese entschied sich für die Flucht. Er besaß nicht die entsprechenden Waffen, um das Tor in eine andere Welt zu finden.
Vielleicht aber gab es ein zweites, das wollte Suko suchen.
Mario stand vor dem Tor und zitterte. Viel zu schnell schoben sich die beiden Seiten aufeinander zu.
»Mehr Tempo, Mann!« Mario brüllte es Suko zu. Er trommelte dabei mit den Fäusten auf seine Oberschenkel. Der Blick war starr geworden, der Mund stand halboffen.
Suko gehörte zu den Menschen, die nicht so schnell die Nerven verloren. Mit langen Schritten stürmte der Chinese auf den Spalt zu, der immer enger wurde. Den letzten Rest hechtete er.
Es war tatsächlich im letzten Augenblick gewesen. Als Suko vor dem geschlossenen Tor im Sand landete, war der Felsen wieder geschlossen!
Suko schraubte sich hoch und drehte sich gleichzeitig um. Sein Blick traf die nackte Felswand. Von dem Torspalt war nichts mehr zu sehen.
Mario Scirea kam auf ihn zu. Staunen stand in seinen Zügen. Er hob die Schultern. »Nach einer Erklärung brauche ich Sie wohl nicht erst zu fragen, Monsieur?«
»Nein.«
»Aber es muß doch eine geben.«
»Bestimmt. Sie hängt auch mit den Templern oder deren Schiff zusammen.«
Mario nickte. »Das darf man niemandem erzählen, die halten mich dann für verrückt.«
»Brauchen Sie auch nicht.«
Der dunkelhaarige Mann schaute auf den Boden. »Wie geht es denn

jetzt weiter? Sie haben Ihren Freund verloren. Ich konnte genau sehen, wie er verschwand.«

Suko nickte. »Es ist unfaßbar, aber wir müssen uns mit den Realitäten abfinden. Es gibt in diesem Felsen eine Stelle, die man als Tor zu einer anderen Welt bezeichnen kann.«

Mario war immer mehr ins Staunen gekommen. »Und das glauben Sie?« hauchte er nach einer Weile.

»Es bleibt mir nichts anderes übrig.«

»Aber wo haben Sie die Beweise dafür?«

Suko hob die Schultern. »Das Verschwinden meines Freundes ist Beweis genug.«

»So etwas habe ich bisher nur im Kino gesehen. Bei Steven Spielberg.«

»Das glaube ich Ihnen sogar. Wir müssen uns jedoch mit den Tatsachen abfinden. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen, Monsieur Scirea.«

»Sie sind gut!« Mario lachte. »Und Sie versuchen nichts, um Ihren Freund zurückzuholen?«

»Können Sie den Felsen öffnen?«

Mario schaute auf das Gestein. »Nein, bestimmt nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Und dabei hat er sich geöffnet!« rief der Mann.

Der Chinese nickte. »Das stimmt schon. Allerdings gibt es da einen kleinen Unterschied. Das Felsentor ist durch eine gewisse Magie entstanden. Ich kenne die Regeln nicht, auf denen diese magischen Gesetze basieren. Es hängt mit dem Erscheinen des Templerschiffes zusammen. Das wiederum können auch wir nicht beeinflussen.«

»Dann bleibt uns nur der Rückweg, oder?«

»So ist es.«

Mario schaute zum Ausgang der Bucht.

Die Nebelwolke war nicht mehr zu sehen, auch kein Schiff der Templer. Meer und Himmel schienen beide verschluckt zu haben.

Die Sonne warf den goldenen Strahlenteppich aus einem schrägen Winkel gegen die Wogen.

»Wir fahren zurück!« erklärte Suko.

»Nach Estre?«

»Ja.«

»Und das hier?«

Suko schlug dem jungen Mann eine Hand auf die Schulter. »Wir können nichts ändern, Mario.«

»Was sollen wir dann tun?«

»Zunächst einmal warten. Ich bin sicher, daß ich auf die eine oder andere Weise noch etwas von meinem Freund und Kollegen John Sinclair höre. Dabei können auch Sie mir helfen.«

Mario verzog das Gesicht. »Wie denn?«

»Erinnern Sie sich daran, wo Sie das Kreuz schon mal gesehen haben?«

Er hob die Schultern. »Da verlangen Sie im Augenblick zuviel von mir.«

»Kann ich mir vorstellen. Es braucht auch nicht sofort zu sein. Später sehen wir weiter.«

»Wie Sie meinen. Und jetzt wollen Sie wieder zurück nach Estre?«

»So ist es.«

Der junge Mann drehte sich um und ging auf das Boot, das auf dem Strand festsaß.

Suko blieb stehen und warf einen letzten Blick auf die Felswand.

Nichts wies darauf hin, daß sie sich öffnen und schließen konnte.

Der Berg oder Felsen war ausgehöhlt. Schwarze Magie hatte dort ein Erbe hinterlassen, und John Sinclair hatte dies besonders zu spüren bekommen.

Mit gesenktem Kopf ging Suko auf das Boot zu. Er hatte Mario seine Besorgnis nicht zeigen wollen. Tatsächlich saß der Stachel der Angst sehr tief.

Suko war es, der das Boot ins Wasser schob. Es wiegte sich auf den auslaufenden Wellen der kleinen Bucht. Mario startete den Motor. Am Heck wurde ein Schaumkreisel an die Oberfläche gewühlt.

Scirea fuhr einen Bogen, bevor er wieder Kurs auf den Ausgang der Bucht und damit auf das offene Meer nahm.

Suko schaute nicht mehr zurück. Seine Gedanken drehten sich um das verschwundene Schiff. Konnte es einfach von der Wasserfläche wegtauchen? Eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit, aber wo es Felswände gab, die sich öffneten, verschwand auch ein Schiff oder löste sich auf.

Mario hatte genug mit der Führung des Bootes zu tun. Sie mußten die kleine Brandung dicht hinter der Bucht überwinden und auch an den Klippen vorbei.

Vor ihnen dünte das Meer. In der Ferne sahen sie als farbige Punkte die Segel.

»Wenn ich mir vorstelle, daß die Wassersportler plötzlich das Geisterschiff sehen, drehen sie doch durch.«

Suko winkte ab und putzte Gischtspritzer von seinem Gesicht.

»Das dür- fen Sie nicht so eng sehen. Die Besatzung des Schiffes scheint kein Interesse an diesen Leuten zu haben.«

»Was wollen die denn?«

»Ich weiß es noch nicht. Tut mir leid. Aber es scheint mit John Sinclairs Auftauchen zusammenzuhängen.«

»Das kann sein.«

Suko blieb nicht mehr am Ruder. Er drehte auf dem kleinen Deck

seine Runden. Dabei glitt sein Blick immer wieder über die wogende Wasserfläche.

Das gespenstische Templerschiff war aus der Tiefe des Meeres in die Höhe gestiegen. Wahrscheinlich befand sich unter dem Wasser sein eigentliches Reich, und so rechnete er damit, daß es wieder dort zurückgekehrt war.

Man würde sehen…

Scirea hatte den Kurs gewechselt. Er fuhr jetzt parallel zur Küste in Richtung Osten. Wogen wallten herbei, die lange Dünung trug das Boot in die Höhe oder drückte es in Täler.

Dunst kam auf, verdichtete sich zu einer Wolke und schützte das Schiff vor neugierigen Blicken.

Mario hatte sie ebenfalls gesehen und streckte seinen Arm aus.

»Verdammt, das kann es sein!« rief er laut. »Dort muß sich das Schiff befinden.«

»Behalten Sie die Ruhe.«

»Soll ich den Kurs ändern. Wenn ich ihn beibehalte, fahren wir direkt in den Nebel hinein.«

»Machen Sie das!«

Mario schaute den Chinesen erschreckt an. »Ist das wirklich Ihr Ernst, Monsieur?«

»Ja.«

»Und wenn Sie uns auch schlucken oder jagen?«

»Drehen wir vorher ab.«

Trotz des scharfen Fahrtwindes klebten Schweißperlen auf der Stirn des Mannes. Auch seine Handflächen waren feucht geworden.

Die Angst saß ihm im Nacken.

Suko ließ die Nebelwolke keine Sekunde aus den Augen. Sie war nicht mehr dichter geworden und blieb durchlässig, so daß Suko auch auf diese Entfernung hin die Umrisse des alten Seglers erkennen konnte.

Weitere Bewegungen entdeckte er nicht. An Deck huschten auch nicht die Mitglieder der Besatzung umher. Das Schiff schwebte ruhig über den Meereswogen.

Aber es passierte doch etwas.

Zuerst glaubte Suko an eine Täuschung. Es war auch zu unwahrscheinlich, aber das Bild blieb.

Innerhalb der Nebelwand, vielleicht auch dicht davor, hatte sich etwas gebildet.

Aus dem Meer oder aus dem Nebel geformt. Es war so groß und hoch wie das Schiff.

Scirea stieß einen Schrei der Überraschung aus. »Das ist doch!« rief er, »das ist doch…«

»Ja!« sagte Suko laut. »Das ist das Gesicht meines Freundes John

Sinclair…«

***

Mario Scirea wollte nicht mehr auf das hören, was Suko ihm sagte.

Er hatte Angst auf das Schiff und damit auch auf das große Gesicht zuzufahren.

Deshalb stellte er den Motor ab.

Am Ruder drehte sich Mario um. »Mensch, hätte ich mich doch auf so eine Scheiße nicht eingelassen. Wie kommen wir hier raus?«

»Noch ist nichts passiert, Junge.«

»Aber das Schiff ist da.«

»Ich sehe es.«

»Und das Gesicht Ihres Freundes auch.«

»Kein Zweifel!«

Mario schlug gegen seine Handfläche. »Verdammt, können Sie nicht mal vernünftig reden! Ich komme mir vor wie ein kleines Kind, dem irgendein Schmarren erzählt wird.«

»Sie müssen sich nur zusammenreißen.«

Er lachte. »Sie haben gut reden. Zusammenreißen. Was sagen Sie denn dazu, daß Sie das Gesicht Ihres Freundes auf den Wellen sehen? Ist das normal?«

»Nein.«

»Und da bleiben Sie so ruhig?«

»Geschieht uns etwas?«

Mario atmete durch die Nase ein. »Nein, es geschieht uns nichts. Es ist alles normal. Ich habe das Gefühl, in einem Grusel-Streifen als Hauptakteur mitwirken zu können. Aber das will ich nicht. Ich sehe mir so etwas im Kino an. Ich will ein normales Leben führen. Haben Sie nicht gehört? Ein normales Leben, und ich will nichts mit einem Geisterschiff zu tun haben.«

»Ich habe es gehört.«

Mario nickte. »Bon, dann können wir ja zurückfahren. Aber nicht nach Estre. Wir laufen einen anderen Teil dieser Küste an und gehen dort von Bord. Wir schlagen uns zu Fuß bis Estre durch, und dort vergesse ich die ganze Scheiße.«

Suko blieb ruhig. »Es ist natürlich die Frage, ob man Sie läßt«, sagte er.

»Wieso? Ich habe doch nichts…«

»Haben Sie wirklich nichts, Mario? Sie wissen einiges über das Kreuz. Sie kennen es. Und Ihnen ist auch ein Name wie Hector de Valois ein Begriff.«

Mario war wirklich nicht mehr bei Sinnen. »Das ist mein Schiff. Ich könnte Sie von Bord werfen!«

»Ob Sie das schaffen?«

Scirea blieb mit geballten Händen und breitbeinig vor dem Chinesen stehen. Auf seinem Gesicht glänzte der Schweiß.

Schließlich senkte er den Kopf. »Also gut, Suko, einigen wir uns auf einen Kompromiß.«

»Wie soll der aussehen?«

»Wir gehen an einer anderen Stelle an Land. So wie ich es vorgeschlagen habe.«

Der Inspektor nickte. Er hatte nicht gedacht, daß die Sache so laufen würde und längst eingesehen, falsch reagiert zu haben. Mario war kein Kämpfer in dem Sinne. Er wollte ihn auch nicht unbedingt in Gefahr bringen.

»Gut, starten Sie.«

Scirea nickte. »Es ist wirklich besser!« flüsterte er. »Oder glauben Sie, daß wir gegen Geister oder Dämonen ankommen?«

Der Inspektor lächelte nur. Er wartete darauf, daß Mario den Motor anließ.

Alles klappte nach Wunsch. Der Franzose mit dem italienischen Namen atmete hörbar auf. Er hatte schon das Schlimmste befürchtet.

Sie fuhren gegen die Dünung an und mußten wieder den Nordkurs einschlagen, um die bläulich schimmernde Küstenlinie zu erreichen, über der auch ein blasser Dunstschleier lag.

Aber das Boot gehorchte ihm nicht.

Es fuhr zwar, aber den Kurs bestimmten andere Kräfte. Sosehr sich Mario auch bemühte, der Wellenflitzer wollte ihm einfach nicht gehorchen. Sein Kurs führte direkt auf das Schiff zu.

»Das ist doch nicht möglich!« schrie Scirea, drehte sich zu Suko um und hob beide Arme, die er schnell wieder fallen ließ. »Haben Sie dafür eine Erklärung.«

»Noch nicht.«

Mario lachte. Er stierte über den Bug hinaus. »Das ist, als wäre dieses verdammte Totenschiff ein Magnet, und wir bestünden aus Eisen. Verdammt, ich will aber da nicht hin.« Er schaute über die Wellen, als wollte er darüber nachdenken, ob er hineinspringen sollte.

»Machen Sie keinen Unsinn!« warnte Suko.

»Ich kann schwimmen. Bis zur Küste schaffe ich es immer. Was Sie machen, ist mir egal!« Scirea drehte sich hastig um. Bevor Suko ihn noch zu fassen bekam, war er mit einem Kopfsprung in die Wogen gehechtet und tauchte unter.

»Das geht nicht gut!« flüsterte Suko. »Die wollen uns beide haben. Mensch, begreif das.«

Scirea begriff nichts. Er wollte auch nichts mehr begreifen. Als er auftauchte, warf er Suko noch einen Blick zu, dann legte er sich auf die Seite und kraulte dem Ufer entgegen.

Suko blieb auf dem Kahn. Dämonen und Menschen, so

unterschiedlich sie sich gaben, besaßen Motive für ihre Aktivitäten. Bestimmt holten sie das Boot nicht ohne Grund an das Geisterschiff heran.

Im Gegensatz zu Scirea zeigte Suko keine Furcht. Er schaute dem Totenschiff entgegen.

Nach wie vor umgab es der Nebel wie ein großer Käfig. Die Konturen auf dem Schiff verschwammen, sie waren längst weich und fließend geworden, aber davor stand gewaltig, groß und starr das Gesicht des Geisterjägers John Sinclair.

Suko konnte die Züge genau erkennen. Sie waren zwar geisterhaft und durchsichtig, dennoch kamen sie dem Chinesen vor wie aus Stein gehauen. Sogar in den Augen glaubte er, so etwas wie Leben zu erkennen.

Auch das Erscheinen des Gesichts war für ihn ein Rätsel, das er lösen wollte.

Und er hörte den Schrei.

Von Backbord her war er an seine Ohren gedrungen. Suko drehte sich und entdeckte Scirea, der ebenso wie das Boot in den Sog der Magie geraten war.

Die anderen ließen ihn nicht schwimmen. Eine nicht sichtbare Kraft lag über dem Wasser und hatte auch Mario erwischt. Sosehr er sich dagegen wehrte, er schaffte es einfach nicht und wurde herumgedreht, unter Wasser gedrückt, so daß er vor Sukos Augen verschwand und der Inspektor Angst um ihn bekam.

Erst neben dem Boot spülte ihn eine Welle wieder hoch. Suko sah den treibenden Körper, beugte sich weit über die niedrige Reling, streckte seinen Arm aus und bekam die Kleidung des Mannes zu fassen, die er eisern festhielt.

Mario Scirea hatte nichts dagegen, von Suko an Bord geholt zu werden. Keuchend, erschöpft und tropfnaß stand er vor dem Chinesen, schaute ihn an und schüttelte den Kopf.

Er wollte zwar sprechen, schaffte es aber nicht, weil er husten mußte und dabei Wasser spie.

Suko schlug ihm auf den Rücken. Im Augenblick bestand keine Gefahr, so daß er sich um den jungen Mann kümmern konnte. Scirea rang sich die Worte ab.

»Ich… ich habe alles versucht!« keuchte er, »aber die andere Kraft war stärker. Viel stärker. Ich konnte nichts schaffen, wirklich nicht. Das war furchtbar. Ich hatte auch Angst zu ertrinken.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Er drehte sich und schaute auf das Geisterschiff in der Nebelwand und auch auf das Gesicht. »Dieser Spuk muß doch auch von anderen gesehen werden!« keuchte er. »Weshalb tut niemand etwas?«

»Ich weiß es nicht. Mir kommt es aber vor, als wollten sie nur uns

haben.«
»Und weshalb?«
»Werden wir wohl zu hören bekommen, wenn wir uns an Bord befinden.«
Marios Augen wurden groß. »Sie… Sie meinen, daß man uns an Bord holen will?«
»Was sonst?«
Scirea schüttelte Wasser aus den Haaren und seiner Kleidung.
»Was wollen die denn von uns?«
»Das werden wir auch erfahren. Was immer geschieht, Mario, behalten Sie um Himmels willen die Nerven. Drehen Sie nicht durch. Bleiben Sie ruhig. Das sind Dinge, die man mit dem normalen Verstand nicht begreifen kann. Sie müssen sich ihnen stellen.«
»Ja, ja…« Überzeugend hatte die Antwort nicht geklungen, und Suko wartete zunächst einmal ab, ohne weitere Erklärungen zu geben. Er wollte Mario nicht noch mehr verunsichern.
Es war nicht mehr weit bis zum Ziel. Erste Nebelfäden glitten über die Wellen und hatten auch ihr Boot schon fast erreicht. Sie glitten gegen die Bordwand und sahen aus, als würden sie in das Boot klettern wollen.
Überdeutlich war Sinclairs Gesicht zu erkennen. Es sah so aus, als sollte das Boot zwischen die Lippen in den übergroßen Mund hineinfahren.
Soweit kam es nicht. Kurz vor einer Berührung löste sich das Gesicht auf. Die Umrisse tauchten in den Nebel ein und wurden eins mit den weißgrauen Schleiern.
Scirea war geschockt. »Verdammt!« flüsterte er. »Die spielen mit uns Katz und Maus.«
Das Gefühl hatte Suko auch. Er behielt aber kühlen Kopf und wartete zunächst einmal ab.
Der alte Segler hatte ihnen das wuchtige Heck zugedreht. Sie sahen den hohen viereckigen Aufbau.
Scirea war nervös. Mit beiden Händen umklammerte er die Rundung der Reling. Hin und wieder warf er den Kopf zurück.
Dann sah es so aus, als würde er zucken.
Als er und Suko damit rechneten, gegen das Totenschiff gestoßen zu werden, driftete ihr Boot ab. Als würde es von einer unsichtbaren Leine geführt.
Neben ihnen ragte jetzt die Bordwand hoch und darüber das gewaltige Schanzkleid. Ohne Hilfe kamen sie da nicht hoch.
Beide Männer standen unter einer großen Spannung, auch wenn Suko die Sache wesentlich gelassener sah. Er wußte genau, daß etwas passieren mußte. Nur Scirea dachte anders.
»Die werden uns doch in Ruhe lassen, oder?«

»Nein!«

Suko hatte das Wort kaum ausgesprochen, als er über sich ein Geräusch vernahm.

Etwas rutschte über das Schanzkleid, glitt wie eine dunkle Schlange an der Bordwand entlang und klatschte vor ihren Augen auf das Boot. Es war eine Jakobsleiter.

Scirea starrte die aus Seilen gefertigte Leiter an und schüttelte den Kopf. »Nein!« flüsterte er. »Nein, verdammt, da steige ich nicht hoch. Das ist Wahnsinn.«

»Sie müssen.«

»Und dann?« Seine Stimme klang gehetzt.

»Werden wir…«

»Getötet nicht?« keuchte er. »Ich bin mir sicher. Wir werden getötet, Suko.«

»Das steht längst nicht fest. Wenn sie das vorgehabt hätten, wären wir nicht bis hierher gekommen. Sie hätten immer die Chance gehabt, uns vorher umzubringen.« Zwar war Suko von seinen Worten nicht überzeugt, aber ihm war keine andere Antwort eingefallen.

Sie standen im grauen Dunst. Es war still zwischen ihnen geworden. Selbst das Klatschen der Wellen klang nur mehr gedämpft.

Der Nebel schluckte viele Geräusche.

»Wir müssen hoch!« drängte Suko.

Noch hatte sich Scirea nicht entschlossen. Als Suko ihn vorschieben wollte, befreite er sich durch eine ruckartige Bewegung.

»Gehen Sie zuerst!«

»Nein, Mario. Ich möchte sicher sein, deshalb werden Sie vorgehen. Ich bleibe hinter Ihnen.«

»Und wenn Sie mich allein lassen?«

»Ich bitte Sie. Haben Sie eine Chance gehabt, wegzuschwimmen? Nein, ich werde auch keine bekommen.«

Scirea hatte die letzte Antwort überzeugt. Suko hatte die Leiter festgehalten. Sie besaß noch soviel Spiel, daß sie sich auch nicht aus seiner Hand löste, wenn sie durch die Dünung von der Bordwand des Geisterschiffes abgetrieben wurden.

»Sie müssen achtgeben, weil es nicht so einfach ist, über eine Strickleiter zu klettern, Mario.«

»Ich weiß.«

Scirea packte zu. Dann begann er mit dem Aufstieg, und Suko mußte zugeben, daß der junge Mann sich tapfer hielt. Fast wie ein Profi hangelte er sich in die Höhe, stoppte aber dann, weil er nachschauen wollte, ob ihm Suko auch folgte.

Der kletterte hinterher.

Er blieb stets drei Sprossen unter Scirea, der einmal abrutschte und Suko fast erwischt hätte. Die Jakobsleiter schwankte von einer Seite

zur anderen. Mehr als einmal stießen beide mit den Knien oder Ellenbogen gegen die dicke Bordwand und vernahmen auch die dumpf klingenden Geräusche.

Scirea überwand als erster das mächtige Schanzkleid, geriet für Suko außer Sicht. Der Chinese sah seinen Schützling erst wieder, als beide an Bord standen.

Eine unheimliche Umgebung nahm sie auf. Über Deck trieben die dicken Nebelbänke. Sie lagen an einigen Stellen auch wie gewaltige Kugeln, die sich nicht rührten.

Um die Segel glitten sie wie löchrige Tücher. Sogar die Mastspitze mit dem Korb des Ausgucks hatten sie erreicht.

An Deck ließ sich niemand blicken.

Scirea schüttelte den Kopf. »Sind wir denn allein?« fragte er.

»Das glaube ich nicht. Zumindest dieser Capitaine Noir müßte sich auf dem Schiff aufhalten.«

»Der mit dem blutbeschmierten Mantel?«

»Ja.«

»Vielleicht hat er auch die Leiter geworfen.«

Suko hob die Schultern. Er verspürte keine große Lust, sich mit Scirea zu unterhalten, doch dieser brauchte das Gespräch, um seine eigene Furcht zu überwinden.

Das gesamte Schiff sah aus, als wäre ein Großteil von ihm irgendwann einmal von einem mächtigen Kahn zerstört worden. Zwar standen noch die beiden Masten, doch an ihnen hingen die zerfetzten Segel, und von der Takelage war auch nicht mehr viel übriggeblieben.

Man konnte das Schiff als einen Seelenverkäufer bezeichnen, der von seiner Besatzung verlassen worden war.

»Sollen wir denn hier stehenbleiben?« erkundigte sich Mario Scirea.

»Zunächst ja.«

»Was bezwecken Sie damit?«

»Die anderen wollen etwas von uns. Wir nicht von ihnen!«

Scirea schüttelte den Kopf. »Verdammt noch mal, ich begreife das alles nicht. Was können wir wissen?«

»Man wird es uns sagen.«

»Nein, ich habe das Gefühl, daß es mehr um Ihren Freund Sinclair geht. Sein Gesicht haben wir gesehen.«

»In der Tat. Aber die andere Seite weiß ebenfalls, daß John Sinclair und ich Partner sind. Wir machen viel gemeinsam.«

»Deshalb hält man sich an Ihnen schadlos.«

»Das könnte so laufen.«

Wenn Suko und Mario sprachen, waren es die einzigen Geräusche, die man hörte. Es ging kein Wind, selbst das Klatschen der Wellen hatte nachgelassen. Beide Männer kamen sich vor wie in einer anderen, verzauberten, aber gefährlichen Märchenwelt.

Das Plankenholz unter ihren Füßen hatte längst eine weiche Fäulnis erreicht. Als Scirea einen Schritt vorging, waren keine dumpfen Laute zu vernehmen und auch kein Knarren.

»Bleiben Sie lieber stehen!« warnte Suko. »Auf diesem Schiff halten andere das Kommando.«

»Ich muß mich bewegen.«

Scirea ging weiter und schrie plötzlich auf, denn dicht vor seinen Füßen bekamen die Planken plötzlich von unten her Druck. Holzsplitter fetzten in die Höhe und etwas Langes, Blankes erschien.

Eine Degenklinge!

Sie stand so nahe vor Scirea, daß ihn das rostige Eisen fast berührte. Mario breitete die Arme aus und wagte nicht mehr, sich zu rühren, während er auf die Waffenklinge starrte.

»Kommen Sie lieber zurück!« warnte Suko.

Er setzte sich in Bewegung. Rückwärts ging er. Seine Schritte waren tastend, aber Mario schaffte es, ohne noch einmal überrascht zu werden. Neben Suko stellte er sich hin. Sein Gesicht war bleich.

Der Schock steckte noch tief.

»Sie beobachten uns«, erklärte Suko und schaute zu, wie die Klinge wieder verschwand. »Nichts geschieht gegen ihren Willen.«

»Dann können wir auch nicht von Bord hechten.«

Suko lachte. »Kannst es ja mal versuchen.«

»Jetzt nicht mehr.«

Nach dieser Antwort wurde es wieder stiller. Manchmal knarrte oder bewegte sich etwas an Deck. Altes Holz, das sich dehnte und schwer unter einer Last zu stöhnen schien.

Dann knarrte eine Tür. Dieses Geräusch kannten beide Männer.

Sie schauten zum Heck hin. Der größte Teil der Sicht wurde ihnen durch die Wanten und die zerfetzte Takelage genommen, aber sie sahen trotzdem die Bewegung am hohen Heckaufbau.

»Jetzt werden wir wohl empfangen!« hauchte Suko. Er hatte sich nicht getäuscht, denn er hörte die krächzende, hinterhältige und gemein klingende Stimme.

»Kommt her zu mir!«

Mario schaute Suko an. »Sollen wir?«

»Es ist wohl besser.«

»Wenn das nicht mal unser letzter Gang ist!« Marios Sorgen wuchsen, doch Suko war anderer Meinung.

»Ich sage Ihnen, daß die Besatzung oder der Kapitän etwas Bestimmtes mit uns vorhaben.«

»Und wenn wir das nicht können?«

»Keine Sorge, es wird alles laufen. Glauben Sie mir. Ich habe da gewisse Erfahrungen.«

Mario warf Suko einen skeptischen Blick zu. Der Inspektor hatte für

ihn Verständnis. Er hätte an dessen Stelle kaum anders reagiert.

Es war auch unwahrscheinlich, was sie hier erlebten. Das gehörte in einen Film, nicht in die Wirklichkeit.

Sie mußten über das Deck. Es war nicht an allen Stellen frei. Alte Taurollen versperrten den Weg. Auch Kisten und Truhen. Sogar ein langer Tisch stand dort. Über ihm baumelten Segeltuchfetzen und Reste der Takelage, als sie sich an dem langen Tisch vorbeischoben.

»Da!« Scirea blieb plötzlich stehen und faßte nach Sukos Arm.

»Schauen Sie mal nach unten.«

Jetzt sah Suko es auch. Unter dem Tisch lag ein Toter. Er hatte ein Bein angewinkelt, das andere ausgestreckt, und es ragte unter dem Tisch hervor. Die Gestalt trug keinen Stiefel, der Fuß sah aus wie ein blaues Stück Stein.

»Schauen Sie weg!«

»Ist das ein Zombie?«

»Möglicherweise.«

»Verdammt, in was gerate ich da nur hinein!«

Suko gab Mario keine Antwort. Er hatte jetzt freiere Sicht bekommen. Der Blick fiel gegen den kantigen Heckaufbau, der zum Schiff hin eine Tür besaß.

Sie war offen.

Stand allerdings nicht ruhig, sondern schwang von einer Seite zur anderen im Rhythmus der Wellenbewegungen, die gegen das Schiff anliefen.

Im Rechteck der Tür hatte er auf sie gelauert. Der Führer und Kapitän des Schiffes, der einen bestimmten Kampfnamen bekommen hatte.

Capitaine Noir!

***

Ich hatte das Gefühl, in einer Fahrstuhlkabine zu stecken, die immer enger wurde, mich dabei aber weiter in die Tiefe drückte, wo irgend etwas auf mich lauerte.

Was es war, wußte ich nicht. Ich kam auch nicht raus, obwohl ich mich bewegen konnte. Alles war so anders geworden. Das typische Flair einer anderen Welt hielt mich umfangen.

Und sie saugte mich auf.

Als ich endlich stand und wieder tief Luft holen konnte, sah ich, daß mein Kreuz leuchtete.

Es war kein helles Strahlen, nur einen matten Glanz gab es ab, der gerade meine Hand erreichte.

Um mich herum war es dunkel. Wenn ich recht darüber nachdachte, mußte ich nach wie vor innerhalb des Felsens gefangen sein.

Vielleicht zeitversetzt, in eine Epoche hinein, in der Hector de Valois

gelebt hatte.
Ich hatte ihn ja einmal gesehen, war ihm praktisch Auge in Auge begegnet. Da hatte noch Diablita geherrscht, eine dämonische Prinzessin, der das gefährliche Phantom-Kommando unterstand.
Wir hatten es auslöschen können und auch die magische Statue, die Diablita mit der entsprechenden Macht versorgt hatte, aber es gab Parallelen zu diesem Fall.
Auch Diablitas Reich war das Innere eines Berges gewesen, ein geheimnisvolles Labyrinth, angefüllt mit magischen Kräften und für Menschen tödlich, denn es war zudem von Mörder-Gnomen beherrscht.
Hier schien es kein Leben zu geben. Nur die Stille, in der mein eigener Atem unnatürlich laut klang.
Wo sollte ich hin?
Das Kreuz hatte seine Aktivierung behalten, aber Licht, um mir einen Weg zu zeigen, strahlte es nicht ab, deshalb holte ich meine Lampe hervor und schaltete sie ein.
Was ihr Schein bei seinem Weg aus der Dunkelheit hervorriß, war mehr als interessant. Sogar außergewöhnlich.
Ich befand mich in einer Höhle.
Das wäre normal gewesen, aber die Wände der Höhle zeigten Gemälde, die bestimmt sehr alt sein mußten, wo sich aber die Farben und Motive noch allesamt gehalten hatten.
Schon beim ersten Blick hatte ich feststellen können, daß die Bilder von einem Künstler stammten, der sein Handwerk verstand.
Ich hatte beim ersten Versuch den Arm sehr schnell bewegt und die Bilder gezählt.
Fünf waren es.
Aber fünf sehr breite Gemälde, dafür weniger hoch, und sie bedeckten die Wand der runden Höhle.
Die Bilder waren in einer chronologischen Reihenfolge gemalt worden. Von mir aus gesehen an der linken Seite fing es an, da sah ich das erste Bild.
Es zeigte eine Szene, die im vorigen Jahrhundert spielte. Ein Schiff hatte angelegt. Der Hafen mußte zum Oxident gehören, vielleicht sogar zu Frankreich.
An den Uferstreifen standen Frauen und Kinder. Sie winkten den Männern zu, die an Bord gingen.
Die unterschiedlichsten Personen sah ich darunter. Landsknechte, Priester, Seeleute und auch einige Ritter, die sogar ihre Pferde mit an Deck nahmen.
Das zweite Gemälde zeigte das Schiff auf hoher See. Im Mast saß der Ausguck. Er hatte seinen Arm ausgestreckt und deutete in eine bestimmte Richtung. Vielleicht hatte der Mann gerade in diesem

Augenblick das erste Land gesehen.

Das dritte Bild zeigte eine Schlacht. Die Besatzung war von Bord gegangen und kämpfte gegen dunkelhäutige Gestalten. Ein Mann fiel mir besonders auf.

Er saß auf einem Schimmel, trug keine Rüstung, aber er schwang sein Schwert wie ein Könner.

Ich trat näher an das Gemälde heran, um den Mann besser erkennen zu können.

Der erste Eindruck hatte mich nicht getäuscht. Die abgebildete Person war Hector de Valois.

Für einen Moment schloß ich die Augen. Wieder einmal begegnete ich der Person, die praktisch in mir wiedergeboren war. Und wenn ich genau hinschaute, konnte ich sogar das Kreuz sehen, das er sich an einer Kette um den Hals gehängt hatte.

Durch die heftige Bewegung war es von der Fliehkraft gepackt und zur Seite geschleudert worden, so daß es in Kopfhöhe des Kämpfers einen blitzenden Reflex hinterließ.

Er und das Kreuz hatten damals ebenso zusammengehört wie einige hundert Jahre später das Kreuz und ich.

Auf dem Boden oder dem Schlachtfeld lagen die Toten in ihrem Blut. Weshalb der Kampf stattgefunden und aus welchem Grund Hector de Valois die Reise unternommen hatte, ging aus den Gemälden nicht hervor.

Ich bewegte mich zur Seite und leuchtete das vierte Bild an. Es zeigte wieder das Deck des Schiffes. Das mußte wohl nach einem Sturm gewesen sein, denn von den Segeln waren nicht mehr als zerfetzte Lappen oder Tücher zurückgeblieben.

Den größten Teil des Bildes aber nahm ein bestimmter Ausschnitt ein. Es war der untere Teil des Mastes. An ihn hatte man Hector de Valois gebunden.

Vor ihm stand jemand im schwarzen, blutbeschmierten Mantel und hielt zwei Krummdolche in der Hand. Es sah so aus, als wollte er die Waffen in den Körper des Gefesselten stoßen.

Ich leuchtete Hector de Valois' Gesicht an. Die Züge waren noch gut zu erkennen, doch Angst las ich in den Augen nicht. Dieser Mann machte den Eindruck, als wollte er sich seinem Schicksal entgegenstemmen, denn abermals hatte sich der Zeichner auch auf das Kreuz konzentriert und es fast überdeutlich hervorgehoben.

Ich ging zum letzten Bild. Eigentlich hatte ich schon damit gerechnet, einen toten Hector de Valois zu sehen, das war zum Glück nicht der Fall. Wie dieser Mann nun endgültig gestorben und zu einem silbernen Skelett geworden war, würde auch weiterhin ein Rätsel bleiben. Beim letzten Bild hatte sich der Maler auf die Person des Kapitäns konzentriert. Eine fürchterliche Gestalt starrte mich an. Der Säbel war

gezückt, und auf der Spitze hing der Kopf eines Feindes.

Die Szene war schlimm genug, ebenso schlimm aber war die Person, die groß, wuchtig und auch dämonisch hinter dem Mann in die Höhe ragte.

Es war der Teufel!

Mein alter Freund Asmodis stand in einer Haltung da, als wollte er seinem Diener den nötigen Schutz verleihen, denn die ausgestreckten Hände schwebten über seinem Kopf.

Dieses Motiv sprach für sich selbst. Hector de Valois hatte sich, aus welchen Gründen auch immer, damals ein Schiff ausgesucht, dessen Kapitän dem Teufel zugetan war und ihm wahrscheinlich gedient hatte. Als die beiden aufeinander getroffen waren, mußte das wie Feuer und Wasser gewesen sein.

Hector de Valois war tot.

Ich dachte an das Geisterschiff. Sollte der Kapitän vielleicht noch leben?

Ich ging wieder zurück zum ersten Bild und leuchtete die Flagge an. Ja, es war die gleiche, die ich auf Kevin Barnes' Bild gesehen hatte. Das rote T auf blauem Grund.

Die Flagge der Templer!

Also war es ein Templer-Schiff gewesen, dessen Mannschaft dem Teufel diente.

Der Schutzdämon hätte auch Baphomet sein können, denn ihm hatten sich ebenfalls zahlreiche Templer zugewandt.

Weshalb waren die Bilder gemalt worden, und aus welch einem Grund hatte man das Kreuz so in den Vordergrund gerückt? Das mußte ich herausfinden, nur gab es sicherlich niemanden mehr, der mir darauf hätte eine Antwort geben können.

Es sei denn, mir gelang es, das Schiff mitsamt seiner Besatzung zu finden.

Wenn sie als Höllen-Zombies überlebt hatten, würden sie möglicherweise auch reden können.

Bisher waren es Spekulationen, die mich nicht weiterbrachten. Da ich in dieser ungewöhnlichen Höhle keinen Ausgang entdeckte, war ich gegangen! Wenn ich entfloh, dann auf magische Art und Weise.

Angst verspürte ich nicht.

Es war nicht das erstemal, daß ich in einer solchen Klemme steckte. Bisher hatte es immer einen Ausweg gegeben, auch hier würde ich bestimmt einen finden.

Zudem hatte mich die andere Seite nicht ohne Grund verschwinden lassen. Meine Gegner mußten noch etwas mit mir vorhaben. Allerdings gab es keinen Hinweis darauf, was mit mir geschehen sollte.

Und die andere Seite war vorhanden. Schwarzmagische Magie, ein

gefährliches Fluidum, das mich umgab und wahrscheinlich von den unheimlich wirkenden Zeichnungen abgestrahlt wurde.

Man kann es nicht fühlen, man kann es nicht ertasten, man muß es wissen.

Es war da!

Ich leuchtete die Höhle aus. Diesmal verzichtete ich darauf, mit dem Lampenstrahl die Bilder abzutasten. Ich ließ mir Zeit, den Rest der Höhle zu untersuchen.

Leider entdeckte ich keinen weiteren Hinweis auf einen Aufenthalt Hectors. Als einziges Erbe waren die Bilder geblieben, von einem unbekannten Künstler geschaffen.

Die Kette hatte ich um den Hals gestreift, so daß mein Kreuz jetzt vor der Brust baumelte. Ich tastete die nicht bemalten Wände der Höhle ab. Oft ist es so, daß diese Verstecke gleichzeitig der Ausgangspunkt für Geheimgänge sind, aber in diesem Fall hatte auch ich Pech und fand nichts dergleichen.

Allmählich stieg so etwas wie Unruhe in mir hoch. Wenn meine Gegner mich aus dem Spiel hatten bringen wollen, war ihnen das ausgezeichnet gelungen.

Nichts gegen Suko, aber er war, weil er das Kreuz nicht besaß, leichter zu besiegen als ich.

Wieder leuchtete ich die Bilder an. Ich wollte mir Einzelheiten merken, vielleicht entdeckte ich einen Ansatzpunkt, der mich weiterbrachte. Da es sich bei ihnen um sehr große Gemälde handelte, war es dem Maler auch gelungen, genügend Motive hineinzupacken, und der Künstler hatte auf Kleinigkeiten viel Wert gelegt.

Das zweite Bild zeigte das stolze Schiff auf großer Fahrt.

Prall standen die Segel im Wind. Ich sah auch den Kapitän, der das Steuerrad hielt und dabei von einem Helfer unterstützt wurde.

Aus dem Gemälde sprach die Weite des Ozeans.

Nichts Besonderes…

Noch einmal schritt ich die gesamte Strecke ab und blieb vor dem Bild stehen, das ein zerstörtes Schiff zeigte.

Es traf mich wie ein elektrischer Schlag.

Zwei Personen befanden sich an Bord, die ich beim ersten Absuchen nicht gesehen hatte.

Sie gehörten nicht in die Zeit und waren trotzdem da. Suko und Mario Scirea!

***

Capitaine Noir machte seinem Namen alle Ehre, denn er trug noch immer den dunklen Umhang, auf dem die Blutflecken wie gefärbte Blätter wirkten.

Eine böse Gestalt, das sah Suko sofort. Ein furchtbares Wesen, das

eigentlich hätte tot sein müssen, statt dessen aber lebte und einen widerlichen penetranten Leichengeruch ausströmte, der über Deck wehte und die Nasen der beiden Männer traf.

Suko hatte sich mit einem solchen Geruch zwar nicht gerade angefreundet, aber er hatte ihn schon des öfteren wahrgenommen, als sein Begleiter, der Suko zuflüsterte: »Mir wird gleich übel.«

»Reißen Sie sich zusammen.«

Captitaine Noir kam ihnen einen Schritt entgegen. Sein Gesicht war fahl und bleich. Dunkle Schatten lagen dennoch auf den Wangen, die Augen tief in die Höhlen. Er trug einen Hut mit breiter Krempe, schwarze Stiefel, ein schwarzes Wams, das im unteren Drittel von einem Gürtel umspannt wurde, in dem noch zahlreiche Waffen steckten.

Zwei Dolche und zwei Entermesser. Auch der Griff eines Degens ragte aus der Scheide.

Der Kerl war bis an die Zähne bewaffnet. Das mußte wohl auch jemand sein, der eine Meute, wie diese Besatzung sie war, führte.

Suko und Mario waren nicht weitergegangen. Sie wollten dem Capitaine die Initiative überlassen. Er griff nach einem der Dolche und schleuderte ihn gegen das Deck.

Etwa eine Schrittlänge vor den beiden Männern blieb er zitternd in den Planken stecken.

»Bis dahin!«

»Gehen wir.« Suko stieß seinen Begleiter an.

Mario sah noch immer käsig aus. Er hatte so etwas noch nie erlebt, die Angst war in ihm hochgekrochen und hatte sich als Kloß in seiner Kehle festgesetzt.

Er starrte den Dolch an und blieb stehen, als auch Suko nicht mehr weiterging.

Der Chinese schaute dem Kapitän ins Gesicht. Dessen Augen waren kaum zu erkennen, sie lagen zu tief in den Höhlen.

»Wo ist es?« fragte er plötzlich.

Mit dieser Bemerkung hatte keiner der beiden gerechnet. Mario hob den Kopf an, Suko zuckte mit den Schultern. »Es tut mir leid, ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Ich will das Kreuz!«

»Welches?«

»Du weißt es schon. Du kennst den Besitzer. Lüg mich nicht an. Ich habe das Kreuz gesehen. Ich habe es gefühlt, ich weiß, daß der Erbe unseres Todfeindes in der Nähe ist.«

»Wer soll euer Todfeind gewesen sein?«

»Hector de Valois!«

»Der Templer?«

»Genau der.«

»Dann seid ihr auch Templer, denn das Schiff führt noch die Flagge dieser Männer.«

Der Kapitän zuckte zusammen. »Wir waren Templer. Ja, wir haben einmal zu ihnen gehört. Inzwischen ist zuviel geschehen. Auf unserer Reise wurden wir überfallen. Wir wehrten den ersten Angriff ab und fuhren in ein Land auf einem dunklen Kontinent. Hector de Valois war unser Führer, er wollte die anderen missionieren, doch sie empfingen uns mit Waffengewalt. Wir konnten sie niederschlagen und fliehen. Tote blieben zurück. Das Blut unserer Männer tränkte den Boden des fernen Landes. Schon da habe ich mir geschworen, dem Teufel zu Diensten zu sein. Als auf der Rückfahrt der Sturm losbrach, rief ich den Satan zu Hilfe. Er hörte mein Flehen und brachte das Schiff bis an die Küste. Auch wenn die Segel zerfetzt und die Masten angebrochen waren, aber wir erreichten die schützende Bucht und gingen dort an Land.«

»Auch Hector de Valois?«

»Ja, er verließ auch das Schiff, doch er war nicht mehr unser Freund und Begleiter. Inzwischen waren wir Todfeinde, die sich bis aufs Blut bekämpften.«

»Hast du ihn töten können?«

»Nein, nicht ihn und auch nicht sein verfluchtes Kreuz.« Das lederartig wirkende Gesicht des Kapitäns verzog sich zu einem haßerfüllten, breiten Grinsen. »Aber auch er hat uns nicht geschafft. Er gegen uns, das war einfach zuviel für ihn. Das hat er nicht überstanden. Er mußte fliehen, uns aber hatte der Satan in seinen Bann gezogen und auch dafür gesorgt, daß wir nicht sterben konnten. Mit unserem Schiff segelten wir durch die Zeiten, so lange, bis wir wieder eine Spur aufnehmen konnten. Und die haben wir gefunden.«

Suko schüttelte den Kopf. »Irrtum. Es gibt keinen Hector de Valois mehr. Seine Zeit ist vorbei. Er lebte nicht ewig. Irgendwann starb auch er, ihr werdet euer Ziel nicht erreichen können.«

»Teufelsdiener erreichen immer ihr Ziel. Wir haben lange gesucht und auch gefunden. Wir wissen, daß Hector de Valois ein Erbe hinterlassen hat. Das Kreuz wurde nicht zerstört. Es befindet sich in der Hand eines Mannes, den der Teufel bis auf sein schwarzes Blut haßt. Und dieser Mann ist dein Freund, wir werden ihn durch dich bekommen.«

Suko hob die Schultern. »Tut mir leid, er ist verschwunden.«

»Das wissen wir. Sein Kreuz hat ihm geholfen, wie es auch damals dem Führer der Templer half. Er verschwand in den Felsen, die für ihn ein Fluchtweg gewesen waren, denn dort existierte ein Tor zu einer anderen Welt. Es hebt die Gesetze der Materie auf, wir erfuhren es leider zu spät.«

»Und wer schuf das Tor?« wollte Suko wissen.

»Es war jemand, die der Schwarzen Magie diente, aber auch mit Hector de Valois befreundet gewesen war. Eine Frau. Diablita mit Namen. Sie herrschte einmal über das Volk im Berge, weil sie nach den Dunklen Gral suchte, dem Ursprung des Lebens. So mächtig sie auch war, den Gral fand sie nicht, aber sie hat Hector de Valois gerettet, und nun ist dein Freund John Sinclair durch das Tor verschwunden.«

»Dann wirst du ihn kaum noch bekommen.«

»Das sage nicht, denn die Welt, in der er sich befindet, ist eine sehende. Um den Fehler wieder gutzumachen, hat Diablita die Wände einer geheimnisvollen Höhle bemalen lassen. Fünf Bilder zeigen unsere Reise in das ferne Land. Fünf magische Bilder, durch die derjenige, der die Höhle betreten hat, sehen kann. Er wird erkennen können, was sich auf diesem Schiff abspielt.«

»Dann sieht John Sinclair uns also?«

»So ist es.«

Suko nickte. »Jetzt weiß ich Bescheid. Aber gibt es nicht noch eine Spur zum Kreuz? Mein Begleiter wunderte sich, daß John Sinclair das Kreuz trug. Er kannte es ebenfalls, hat es schon einmal gesehen, wußte aber nicht, wo das gewesen ist.«.

»Ja, es gibt noch einen Ort.«

»Wo ist er?«

Der Kapitän schüttelte den Kopf. »Ich werde es nicht sagen. Er ist zu wichtig für uns.«

»Wir finden ihn!« versprach Suko.

»Das werde ich niemals zulassen. Eure Zeit ist vorbei. Ihr wart für uns die Lockvögel, und ich weiß auch, was einem Mann wie John Sinclair Freundschaft bedeutet. Er wird sehen, wie ich foltere. Er wird eingreifen wollen, aber er wird es nicht können. Er wird ebenso leiden wie ihr, nur die Schmerzen dann auf eine andere Art und Weise verspüren. Versteht ihr?«

Mario Scirea stieß Suko plötzlich an. »Jetzt weiß ich Bescheid!« hauchte er. »Mir ist eingefallen, wo ich das Kreuz schon einmal gesehen habe. Ja, in Stein, es ist größer und…«

Der Kapitän hob den Arm. Es war eine blitzschnelle Bewegung, mit der er nach oben schnellte. Beide starrten auf die Innenfläche seiner bleichen Hand, in der sie einen langen Schnitt sahen, aus dem Blut gelaufen war und eine dicke Kruste hinterlassen hatte.

Der Arm fiel wieder zurück. Und genau dies war das Zeichen des Kapi- täns an die übrigen Mitglieder der Besatzung.

Sie waren tot, aber sie lebten.

Sie hatten sich ruhig verhalten, doch nun kamen sie wie gefährliche Schatten in der Dämmerung.

Suko sah sie noch nicht, er hörte nur die Geräusche, die von allen

Seiten an seine Ohren klangen und auch über ihren Köpfen entstanden.

Ein Knarren, Ächzen, manchmal Schlürfen und Stöhnen, als wären 1000 Geister aus den Höllentiefen entlassen worden. Jemand schob etwas über das Deck. Winden knarrten, und Suko, der auf der Stelle herumwirbelte, sah zwei Gestalten über sich, die sich an der halb gekappten Takelage festhielten und dabei schwangen wie Tarzan im Dschungel.

Ihre Gesichter waren verweste Flecken. Zwischen den Mäulern klemmten rostige Degenklingen.

Die untoten Seeleute hatten sich auch unter Deck aufgehalten und Luken aufgestoßen.

Innerhalb der Schiffsplanken sah Suko die Löcher, aus denen die Templer-Piraten krochen.

Es waren Gestalten, wie man sie sonst nur in gewissen Filmen zu sehen bekommt. Halbverwest, zum Teil noch mit Kleidungsfetzen bedeckt oder beklebt.

Aber sie waren bewaffnet.

Schwerter, Degen, Dolche und Enterhaken bildeten das Arsenal.

Die Farbe ihrer Kleidung war verblichen. Alles wirkte grau, völlig verwaschen und bestand nur mehr aus Fetzen.

Die beiden Zombie-Piraten, die sich an den Resten der Takelage über das Deck geschwungen hatten, waren genau neben ihrem Kapitän gelandet und rahmten ihn ein wie zwei Leibwächter. Die anderen befanden sich im Rücken der beiden Menschen.

Mario Scirea war so schockiert gewesen, daß er sich nicht rühren konnte. Für ihn liefen die schrecklichen Szenen wie Bilder eines Films ab, nur mit dem einen Unterschied, daß er selbst dazu gehörte und kein Unbeteiligter war.

Jetzt faßte er Suko an, der seine Hand bereits in Richtung Beretta-Griff schob. »Da kommen wir nicht weg, Suko. Die machen uns nieder.« Er ließ den Chinesen los und bekreuzigte sich.

Suko winkte ab. »Langsam, Freund. So einfach sind wir auch nicht zu erledigen.«

»Aber was wollen Sie denn tun?«

Natürlich hatte Suko einen Plan. Den konnte er aber nicht laut sagen. Sich gegen die Übermacht der Zombie-Piraten wehren zu wollen, wäre Wahnsinn gewesen. Er mußte das tun, was man am allerwenigsten von ihm erwartete.

Sich die Hauptfigur schnappen!

Hinter ihnen fiel etwas mit einem dumpfen Fall um. Es war die Bank. Unter ihr hatte jemand gelegen, der sich nun aufrichtete und schwankend stehenblieb.

Es war ein Wesen ohne Gesicht!

Furchtbarer konnte es kein Maskenbildner zeigen. Irgend etwas mußte sein Gesicht weggeätzt oder zerbrannt haben.

Weder die Augen noch die Nase waren zu sehen. Dafür ein Stück des Mundes. Alles andere schimmerte in einem dunklen Rot, das schon einen Stich ins Violette bekommen hatte.

»Es ist der Folterknecht!« hörte Suko die Stimme des Kapitäns.

»Er hat bisher jeden zum Reden gebracht oder auch getötet!«

Kleidung trug der Folterknecht kaum. Nur ein Tuch oder eine Hose aus Bärenfell umspannte seine Hüften.

Bewaffnet war er auch.

An der rechten Hand sah Suko etwas blinken. Ein Stück Stahl, erst vorstehend wie der untere Teil eines Korkenziehers, dann gekrümmt. So sahen Enterhaken aus.

»Willst du gegen den angehen?« fragte Mario, hielt Suko fest und schüttelte ihn.

»Mir bleibt wohl keine andere Wahl.«

»Die bleibt auch nicht!« hörte er die Stimme des Kapitäns, der seine beiden Leibwächter vorschickte.

Suko und Mario vernahmen noch die Schritte der Untoten. Reagieren konnten sie nicht mehr. Plötzlich wurde Mario Scirea gepackt und zurückgerissen.

Als Suko sich drehte und seinen Begleiter in den Klauen der Zombies sah, riß er die Waffe hervor.

Möglicherweise war es Zufall. Vielleicht hatte der Folterknecht auf eine derartige Gelegenheit nur gewartet, jedenfalls nutzte er die Gunst der Stunde und sprang Suko an.

Schießen hätte er vielleicht noch gekonnt, aber er wäre auch Gefahr gelaufen, Mario zu treffen, denn die Zombies hatten ihn so gedreht, daß er sie mit seinem Körper deckte.

Und der Folterknecht schlug bereits zu.

Suko entging dem bösen Treffer des Enterhakens mit einem artistischen Drehsprung. Er hörte noch das häßliche Pfeifen und danach ein dumpfes Geräusch, als der Haken in eine hohe Taurolle gedroschen wurde, und der Staub in Wolken hochwirbelte.

Der Inspektor zielte auf den Folterknecht. Das schwere Stück Tau sah er nicht. Auch nicht den Zombie, der sie geschleudert hatte. Er befand sich hinter Suko und hatte sich bei dem Schlag hoch aufgerichtet.

Das Stück Tau hämmerte in Sukos Nacken. Fast so hart wie eine Eisenstange. Die Wucht des Aufschlags trieb den Chinesen in die Knie. Er wurde nicht bewußtlos, hatte aber Schwierigkeiten, den Überblick zu bewahren, streckte die Arme aus und stützte beide Handflächen auf die Planken. Noch hielt er die Waffe, aber ein Tritt schleuderte ihn auf den Rücken, und plötzlich sah er vor und über sich einen Schatten.

So breit und so wuchtig, daß es kein anderer sein konnte als dieser

Folterknecht.

Der trat zu.

Er drückte seinen Fuß auf Sukos Handgelenk. Schuhe oder Stiefel trug er nicht, doch allein sein Gewicht reichte aus, um den Schmerz durch Sukos rechten Arm ziehen zu lassen. Dieser untote Pirat mußte, aus welchen Motiven auch immer, die Gefährlichkeit der Beretta erkannt haben und wollte, daß Suko die Waffe losließ.

Hätte er sich normal wehren können, wäre alles anders gekommen. So aber war er angeschlagen. Suko öffnete die Faust, und die Beretta rutschte aus der Hand.

Der Druck verschwand.

Dafür beugte sich der Folterknecht schwerfällig vor. Mit einer Hand wuchtete er Suko hoch.

Der Inspektor spürte den Schwindel. Er hatte das Gefühl, ein Kreisel zu sein, schwankte, fiel aber nicht, weil der andere ihn nicht losließ. Dafür drehte er Suko herum und schleuderte ihn vor.

Suko taumelte rückwärts, geriet gegen ein Hindernis und fiel auf den Rücken.

Wo Suko landete, bekam er nicht mit. Er fiel zum Glück nicht hart. Unter seinem Rücken spürte er irgendwelche Taue oder Reste einer abgerissenen Takelage.

Der Kampf war nicht so gelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte.

Suko befand sich auf der Verliererstraße. Viel erreichen konnte er gegen diese Übermacht sowieso nicht, aber er wollte sich auch nicht so einfach fertigmachen lassen. Besonders nicht von diesem untoten Folterknecht.

Der Gesichtslose hatte sich vor ihm aufgebaut. Wo die anderen standen, sah er nicht, aber er hörte plötzlich den wütenden Schrei Mario Scireas. Dieser Ruf übte auf Suko eine gewisse Signalwirkung aus. Er peitschte ihn regelrecht hoch.

Der Gesichtslose ließ sich fallen.

Genau in den Tritt des Inspektors hinein, der ihn in der Körpermitte traf und zurückwuchtete.

Steif wie ein Brett knallte der Folterknecht auf die Planken. Suko bekam Luft.

Er schnellte hoch, jedenfalls kam es ihm so vor, tatsächlich aber war er ziemlich langsam. Immer noch schnell genug, um einen anderen Templer-Pirat aus dem Weg zu räumen und nach seiner Waffe zu greifen.

Der Folterknecht kam hoch.

Suko kniete, drehte sich auch und feuerte.

Diesmal konnte der Gesichtslose der Kugel nicht mehr entgehen.

Sie erwischte ihn in der Brust. Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Wie eine kaputte Puppe wankte er zurück, hielt die

Arme hoch, während aus der Einschußwunde dünne Rauchschwaden stiegen und sich über ihm verteilten.

Suko hatte sich wieder etwas erholen können. Er wechselte seinen Standort, da Mario Scirea befreit werden mußte. Mit wenigen Sprüngen stand Suko in dessen Nähe, aber es hatte keinen Sinn. Der Kapitän hatte seinen Degen gezogen und drückte bereits die Spitze gegen den Hals des jungen Mannes.

Scirea hatte keine Chance, denn, auch hinter ihm standen die beiden Typen mit ihren gezückten Säbeln. Er konnte von drei Seiten durchbohrt werden.

Suko wußte, wann er verloren hatte. Er steckte die Waffe ein und nickte dem Kapitän zu. »Das war's dann wohl, nicht?«

»Ja.«

»Und jetzt?« fragte Suko.

»Wirf dieses schwarze Ding weg.«

Der Inspektor hob die Schulter, holte die Waffe hervor und schleuderte sie zur Seite. Da er sich ebenfalls gedreht hatte, war ihm ein Blick über das Deck gestattet.

Da hatte sich einiges verändert. Sie waren alle aus ihren Löchern gekommen und hatten den Kreis gebildet. Zerlumpte, unheimliche, untote Gestalten. Schwer bewaffnet mit tumben Gesichtern, blicklosen Augen, aber darauf wartend, eingreifen zu können.

Nur der Folterknecht lag. Er hatte sein untotes Dasein ausgehaucht. Die Kugel war ihm in die Brust gedrungen und hatte dafür gesorgt, daß er sich auflöste.

Ein von Staub eingehülltes Skelett lag auf dem Deck und zerfiel noch weiter.

Capitaine Noir hatte das Kommando übernommen. Er wollte endlich reinen Tisch schaffen, und Suko fragte sich, was er vorhatte.

»Ich will ihn!« hörte der Inspektor seine dumpfe Stimme. »Ihn und das Kreuz. Ich weiß, daß du Kontakt zu ihm hast und er auch Kontakt mit uns hat. Wenn er nicht freiwillig erscheint, werdet ihr Stück für Stück vernichtet.«

»Wie meinst du das?«

»Ich fange mit dem Jüngeren hier an. Die Säbel sind scharf. Damit kann man schon Hände und Füße abhacken. Ich werde es dir beweisen. Die linke Hand muß zuerst…«

Das waren keine leeren Worte, dieser Kapitän würde seine Drohung erfüllen.

Suko wußte dies, auch Mario war es bekannt. Nur konnte er sich nicht von der Stelle rühren. Er spürte die Spitzen der Klingen in seinem Rücken, die auch durch die dünne Kleidung an die Haut gedrungen waren.

Noch während der Kapitän redete, startete Suko. Er war verdammt

schnell, damit überraschte er sogar den Zombie, der seinen Degen zwar gezogen hatte, ihn aber nicht mehr einsetzen konnte, weil Sukos Karate-Faust gegen die weiche Masse seines Gesichts hämmerte.

Der Inspektor hatte das Gefühl, in Pudding geschlagen zu haben.

Sein Gegner flog zurück. Durch die offene Tür wurde er in die Kabine katapultiert. Dort krachte er zu Boden. Staub wallte auf, doch Suko setzte nicht nach.

Er wirbelte herum und hoffte, daß Mario von den Klingen noch nicht durchbohrt worden war.

Sie hatten tatsächlich eingehalten, schauten ihrem Anführer nach, so daß Suko Zeit bekam, sie sich zu schnappen. Er schleuderte sie weg. Dem zweiten setzte er noch einen Fuß in den Magen und schrie Scirea dabei an.

»Wir kämpfen uns durch!«

Der Italo-Franzose verstand nicht so recht. Er spielte aber mit und tat nichts dagegen, als Suko ihn herumwirbelte und quer über das Deck zum Schanzkleid lief.

Hinter ihm war plötzlich die Hölle los. Die Zombies nahmen die Verfolgung auf. Sie hielten sich nicht allein im Rücken der beiden Männer auf, auch von vorn kamen sie und zogen den Kreis verdammt eng.

Sie schwangen dabei ihre Waffen und wuchteten sich den beiden Männern in den Weg.

Suko und Mario stoppten.

»Wohin?« schrie Scirea.

Da war Suko bereits unter einem Säbelhieb hinweggetaucht, entwand dem anderen die Waffe, beförderte den Zombie mit einem Fußtritt zu Boden und stürzte sich mit gezogener Waffe dem Pulk der anderen entgegen.

Im Nu entbrannte ein wilder Kampf.

Zwar waren die Untoten in der Überzahl, aber Suko konnte einen großen Vorteil auf seiner Seite verbuchen. Er bewegte sich wesentlich schneller und geschickter.

Und er schlug zu.

Seine Beutewaffe kreiste. Sie durchschnitt die Luft und traf. Zombies stürzten zu Boden, Suko sprang über sie hinweg und gelangte an den langen Tisch, der an Deck stand. Er kippte zur Seite, als der Folterknecht unter ihm hervorgekrochen war.

Sukos Kräfte waren ebenfalls nicht von Pappe. So packte er ihn und wuchtete ihn hoch. Daß er dabei den Säbel hatte fallen lassen müssen, war ihm egal.

Der schwere Tisch kippte den nächsten Angreifern entgegen. Sie wollten zwar ausweichen, schafften es aber nicht, weil sie zu langsam reagierten. Und der schwere Tisch begrub sie unter sich.

»Komm!«

Scirea hatte endlich kapiert und sich auch bewaffnet. Mit einem Beuteschwert hämmerte er auf zwei Piraten ein und schaffte es, einem den Schädel zu spalten.

Der zweite wich so zurück und gab den Weg frei.

Ein dritter aber schlug mit einem Enterhaken zu. Er hatte sich im toten Winkel nähern können und war auch von Suko viel zu spät gesehen worden.

Scirea begann zu schreien. Es hatte ihn am Arm erwischt. Dort war eine Fleischwunde entstanden, die stark blutete. Der Schmerz lenkte Scirea zu sehr ab, so daß andere kamen und ihn zu Boden zwangen. Sie ließen sich einfach aus der Höhe fallen und klatschten in den Nacken des jungen Mannes.

Suko rannte hin.

Es war zu spät.

Wie die Hyänen fielen sie ihn an. Sie schlugen ihn, fügten ihm kleinere Wunden bei, und der Chinese wehrte sich heldenhaft.

Aber viele Hunde sind des Hasen Tod. Auch Suko konnte der Übermacht nicht ewig standhalten.

Noch einmal gelang es ihm, die widerlichen, weichen Zombiekörper hoch und zur Seite zu schleudern.

Er selbst jagte in die Höhe. Suko hatte sich äußerlich verändert.

Blut rann über sein Gesicht. An der Schulter und am rechten Oberschenkel war die Kleidung von einem Schwert- oder Säbelhieb zerstört worden. Eine Schramme lief über die Haut und sonderte Blut ab.

Aber die Wildheit in seinem Gesicht sprach davon, daß er nicht aufgeben wollte. Und noch hatte er seine letzten Trümpfe nicht ausgereizt. Es blieben ihm die Dämonenpeitsche und der Stab.

Suko hatte vorgehabt, sie zu ziehen, aber diesmal ließ man ihm keine Chance.

Scirea war der Unglücksrabe, den sie erwischt hatten. Gleich vier Zombies hingen an ihm.

Und ein fünfter wollte ihm eine verrostete Messerklinge in die Brust stechen.

»Halt!« schrie Suko.

»Ja, stopp!«

Auf Suko hätten die Zombies sicherlich nicht gehört, aber den zweiten Befehl hatte ihr Kapitän gegeben. Als seine Stimme über das Deck hallte, erstarrten sie.

Auch Suko rührte sich nicht.

Capitaine Noir hatte sich nach dem Kopftreffer wieder erholt.

Sein schwarzer blutbefleckter Mantel wehte hinter ihm her, als er die ersten Schritte ging. Er hielt den Griff eines Säbels umklammert.

Nebelschwaden, die über das Deck zogen, umwallten ihn. Sie waren die richtige Kulisse für diese gespenstische Mordszene.

Scirea schluchzte. Er stand dicht vor einem Zusammenbruch. Blut rann aus seiner Nase und aus einer Wunde an der Wange. Sie waren sehr hart mit ihm umgegangen.

»Noch eine Chance!« rief der Kapitän. »Wenn ihr überleben wollt, soll der Mann mit dem Kreuz kommen. Ich warte keine Sekunde länger. Er kann es schaffen!«

Und wenn nicht, dachte Suko, dann sieht es nicht nur schwarz für uns aus, sondern rabenschwarz…

***

Ich hatte es kaum glauben wollen oder fassen können, aber es entsprach den Tatsachen. Die gemalte Szene auf der Leinwand war lebendig geworden. Die Besatzung des Schiffes hatte Zuwachs bekommen. Suko und Mario, denen es allerdings verdammt schlecht erging, denn sie mußten sich einer Übermacht erwehren.

Ich beobachtete mit fiebernden Blicken den Kampf, hoffte, zweifelte, hoffte wieder und drückte meinem Freund die Daumen, der sich heldenhaft verhielt.

Er hatte es nicht nur geschafft, den Folterknecht auszuschalten, es war ihm auch gelungen, den Kapitän in die Schranken zu weisen.

Anschließend jedoch war es aus mit der Herrlichkeit.

Die Zombies, sie waren einmal Templer gewesen, kannten kein Pardon. Sie wollten die beiden niederringen, und sie schafften es auch. Plötzlich lagen Suko und Mario am Boden.

Der Chinese kam noch einmal hoch. Er schleuderte den Pulk der Untoten zur Seite, war selbst verletzt, hätte vielleicht noch die Chance gehabt, aber die anderen hatten sich Mario geschnappt.

Er war das ideale Druckmittel!

Plötzlich stand Suko allein da. Die anderen konnten diktieren, was geschehen sollte.

Und es war der Kapitän, der erschien und seine Bedingungen stellte. Er hatte schon zuvor von dem Mann mit dem Kreuz gesprochen und damit nur mich meinen können.

Jetzt wußte ich es genau. Ich sollte zu ihnen auf das verdammte Schiff kommen, und ich würde es auch schaffen, wie man mir sehr richtig mitteilte.

Aber wie?

Meine Gedanken suchten fieberhaft nach einem Ausweg. Das Kreuz hatten sie haben wollen. War es dann auch in der Lage, mir den Weg zu weisen?

Ich hatte es längst wieder in die Hand genommen. Auf dem Bild bewegten sich die Zombies lautlos über das Deck. Jeder wartete. Die

Lebensgefahr für Suko und Mario steigerte sich. Sie würde zu einem grausamen Ende kommen, wenn es mir nicht gelang, einen Ausweg zu finden.

Es gab einen.

In dieser Höhle herrschte die Magie des Hector de Valois. Ich hatte mitbekommen, wie alles abgelaufen war, wußte von der Meuterei der Teufelsanbeter, gegen die sich der Führer der Templer hatte verteidigen müssen, aber jetzt sah es so aus, als würde Suko als erster sterben.

Für die Zombie-Piraten war das Kreuz ungemein wichtig. Alles andere zählte nicht, deshalb mußte die Lösung im Kreuz liegen.

Natürlich, das was war es.

Die Formel.

Dieser silberne geweihte Talisman besaß ungeahnte Kräfte. Er war unter anderem in der Lage, eine Brücke zwischen den Dimensionen zu schlagen. Und das Schiff befand sich in einer anderen Dimension.

Ich setzte alles auf eine Karte.

Sehr laut rief ich die Formel.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Meine Worte hallten gegen das Gemälde, bei dem sich nichts tat.

Dafür bei meinem Kreuz.

Das helle Licht war wie eine strahlende Wolke, die mich einfing und dafür sorgte, daß ich plötzlich von den Beinen gerissen wurde.

Die Höhlenwände drehten sich wie ein Kreisel, ich selbst machte die Bewegung mit. Meine Hand glitt dabei in die Höhe. Aus der Hand schaute das Kreuz als hell strahlender Stern.

Dann tauchte ich in die Wand. Ich schwebte, die Füße bekamen auch weiterhin keinen Kontakt mehr mit dem Boden. Bis zu dem Augenblick, wo ich die andere Umgebung sah und den widerlichen Verwesungsgeruch wahrnahm, der mir entgegenwehte.

Da wußte ich, wo ich stand.

Auf dem Totenschiff der Templer. Und der Capitaine Noir hatte seinen Wunsch erfüllt bekommen…

***

Suko und Mario befanden sich gleichweit von mir entfernt wie der Kapitän oder die anderen Zombies, die sich auf dem Deck verteilt hatten. Sie alle mußten diesen ungeheuerlichen und für mich unerklärlichen Vorgang mitbekommen haben.

Aber sie taten nichts, um mich anzugreifen. Sie standen nur da und warteten ab.

Allmählich beruhigte sich auch mein Herzschlag. Ich hatte mich rasch mit der neuen Umgebung vertraut gemacht, aber ich sah nicht ein, daß ich den abtrünnigen Templer Tribut zollte.

»Ich war gekommen, um zu gewinnen!«
»Das Kreuz!« hörte ich den Kapitän sagen. »Du hast das Kreuz, das ihm einmal gehörte!«
»Ja!« Meine Stimme hallte über das Deck. »Ich habe es, denn ich bin der Sohn des Lichts und der letzte Besitzer in der langen Reihe. Das Kreuz gehört mir, denn ich führe den Kampf in Hector de Valois' Namen fort. Auch heute noch gibt es die Templer. Auf der einen Seite die, die das Licht wollen, auf der anderen die, die nur die Dunkelheit herbeisehnen, zu denen du auch gehörtest, Kapitän!«
Capitaine Noir streckte seinen Arm aus. »Ich habe dich nicht umsonst hergeholt. Gib mir das Kreuz!« Er winkte mit den Fingern.
»Los«, sagte er, »gib es her!«
Das haute mich fast von den Socken. »Was willst du?« fragte ich ihn laut schreiend. »Das Kreuz?«
»Ich habe deutlich gesprochen.«
»Dann wirst du vergehen. Mein Kreuz vernichtet Schwarzblütler wie dich, Kapitän.«
»Ich bin anders.«
»Nie!«
Der andere merkte, daß ich meine stärkste Waffe nicht aus der Hand geben wollte. Aus diesem Grunde übte er Druck durch meine Freunde auf mich aus.
»Wen soll ich zuerst umbringen lassen? Den mit den Schlitzaugen? Gern, ich werde…«
»Nichts wirst du!« sagte ich.
»Dann hast du dich entschieden?«
»Ja.«
»Ich warte nicht mehr lange!« hielt er mir entgegen.
»Das brauchst du auch nicht«, erwiderte ich und setzte mich in Bewegung. Ich schritt über die alten, fauligen Planken des Schiffes.
Ging vorbei an den untoten, bewaffneten Piraten, die mich aus tumben Augen anstarrten. Ich sah ihr helles, manchmal aufgedunsenes Fleisch, das mal weiß, dann bläulich schimmerte.
Nebelfetzen begleiteten mich. Ich sah das Chaos, die Segelfetzen, die halbzerstörten Masten, die zum Teil zertrümmerten Aufbauten und auch den Unrat, der an Deck lag.
Fehlten nur noch die Ratten.
Ich stieg über Taue und Kohlebecken hinweg, in denen die kalte Schlacke lag. Früher hatte man hier die Lunten für die Kanonen angezündet. Alles war vergammelt und verrostet.
Bevor ich das Ziel erreichte, stellte sich mir ein Zombie in den Weg.
Da er nicht weichen wollte, stieß ich ihn mit der flachen Hand an.
Er krachte auf das Deck und rührte sich nicht mehr.
Der Weg zu dem Kapitän war frei!

Er erwartete mich. In seinem schiefen Gesicht regte sich nichts.

Nur den Arm hielt er ausgestreckt.

Der würde sich wundern, wenn ich ihm das Kreuz auf die Handfläche legte. So freiwillig war noch nie ein Dämon gestorben. Aber würde er wirklich sterben?

Plötzlich war ich davon nicht mehr so sehr überzeugt. Dieser Untote tat nichts ohne Grund. Er würde das Risiko einer Vernichtung überhaupt nicht eingehen.

Bevor ich stehenblieb, warf ich noch einen Blick nach rechts, wo sich Suko aufhielt.

Er nickte mir zu. Gleichzeitig las ich den Ausdruck der Verständnislosigkeit in seinen Augen. Auch er konnte es nicht fassen, daß ein dämonisches Wesen das Kreuz anfassen wollte.

»Ich will es haben!« forderte der Kapitän.

»Bitte!« Ich überwand die letzte, uns trennende Distanz. Dann streckte ich meinen Arm vor, schaute noch einmal auf das Kreuz, bevor ich es in die offene Handfläche legte.

Mein Blick vereiste.

An der Schnittstelle der beiden Balken, wo sich einmal das Zeichen Salomos befunden hatte, entdeckte ich ein böses verzogenes Gesicht, das in einer unheilvollen Tiefe zu lauern schien.

Es war das Gesicht einer Frau. Lilith, die Große Mutter, starrte mich an. Die Urmutter, die erste Hure überhaupt, die Göttin der Hexen, die linke Hand des absoluten Höllenherrschers Luzifer. Sie hatte das Kreuz manipulieren können, die Zeichen entrissen und damit den Weg für das Böse freigemacht.

In diesem Moment wurde mir klar, daß Capitaine Noir mein Kreuz anfassen konnte.

»Her damit!«

Gleichzeitig hörte ich einen wimmernden Laut. Mario hatte ihn ausgestoßen. Den untoten Piraten reagierte ich zu langsam. Ich schaute nicht hin und ließ das Kreuz fallen.

Es klatschte in die Handfläche – und…

Nichts passierte!

Der Dämon vor mir wurde nicht zerstört und nicht vernichtet. Er ging nicht in Flammen auf, er zersprühte nicht, er wurde nicht zerrissen, er tat nur eines.

Seine alte, mit halbverwestem Fleisch bedeckte Hand umschloß mit hartem Griff das Kreuz.

Gleichzeitig kam Leben in ihn. Seine Augen strahlten plötzlich.

Eine für mich nicht faßbare Kraft drückte die Pupillen aus der Tiefe wieder in die Augenhöhlen hinein, so daß sie zu glänzen begannen.

Sie strahlten wie zwei kalte Sterne, die sich in der Tiefe des Weltalls verirrt hatten. »Das wollte ich haben!« rief er. »Ich habe es, und ich

hole mir auch das andere. Jaaa…!«

Das letzte Wort endete in einem Schrei, der laut über das Deck des Schiffes hallte.

Die Zombies waren abgelenkt. Ich hatte mich etwas gedreht, sah Suko, der sich blitzschnell freimachte und mit bloßen Händen die Gestalten anging, die Mario festhielten.

Ich wollte mich auf den Kapitän stürzen, schaffte es aber nicht, denn er war verschwunden.

Wie auch das Schiff.

Suko hatte noch zwei dieser Gestalten zu fassen bekommen. Er hämmerte sie mit den weichen Schädeln zusammen.

Einen dritten erschoß ich, als er das Messer in Marios Rücken stoßen wollte, dann verschwand der Widerstand unter unseren Füßen. Wir hatten das Gefühl, fliegen zu können. Das Schiff und der Nebel lösten sich vor unseren Augen auf.

Über uns schlugen die Wellen zusammen. Wir waren praktisch in die normale Dimension katapultiert worden, und wir befanden uns nun mal auf dem Wasser.

Neben mir tauchte Mario ein. Er war bewußtlos geworden oder so erschöpft, daß er vergaß, sich durch Schwimmbewegungen wieder an die Oberfläche zu bringen.

Ich konnte ihn noch packen und zog ihn beim Auftauchen mit in die Höhe.

Dann hing er in meinem Griff. Beide lagen wir auf dem Rücken.

Eine Welle hob uns an, und gleichzeitig flog etwas auf uns zu. Es war ein rotweiß gestreifter Rettungsring. Von Suko geworfen, der bereits im Boot kniete und wenig später dabei half, daß wir sicher an Bord klettern konnten.

Wir legten Mario Scirea nieder und sahen erst jetzt, daß er nur erschöpft, aber nicht bewußtlos war. Auch ihn hatte es ziemlich übel erwischt. Die Kratzer auf seinem Körper waren kaum zu zählen. Die meisten davonbluteten. Zudem mußten sie jetzt noch stärker schmerzen, weil das Salzwasser in ihnen brannte.

Auch Suko biß die Zähne zusammen. Er hob die Schultern, als er mich anschaute. »Das ging soeben noch glatt.«

»Ja, fast.«

»Dein Kreuz?«

Ich nickte.

»Laß uns erst an Land fahren. Wir können dann weiterreden.«

Ich übernahm das Ruder. Die Küstenlinie war deutlich zu erkennen, obwohl mittlerweile die Dämmerung über Land und Meer gefallen war. Im Nordosten sah ich die Lichterkette, die in der graublauen Dämmerung über dem Boden schwamm.

Da lag Estre.

Es war ein phantastisches Panorama, für das ich allerdings keinen Blick übrig hatte, weil sich meine Gedanken allein um das verlorene Kreuz drehten.

Was selbst der Teufel nicht schaffte und wovor er sich auch hütete, das hatte dieser Kapitän fertiggebracht.

War mein Kreuz nichts mehr wert?

Ich hatte das Gesicht der Großen Mutter gesehen, dieser Gestalt, die das Urböse im Weib dokumentierte. Ihre Kraft mußte gewachsen sein. Vielleicht hatte sie die Gewalt über das Kreuz schon bekommen, nur war es mir nicht aufgefallen.

Suko kam zu mir. Er hatte einen Verbandskasten gefunden und bei Mario und sich die kleinen Wunden verpflastert. Jetzt legte er mir eine Hand auf die Schulter.

»Ich weiß, an was du denkst.«

»Das ist auch nicht schwer zu erraten.«

»Wir holen es zurück!«

Ich erwiderte nichts, schüttelte nur leicht den Kopf und schaute Suko dabei schief an. »Wie ist es möglich, daß ein Dämon wie dieser Kapitän mein Kreuz anfassen kann, ohne daß ihm etwas passiert? Kannst du mir das verraten?«

»Nein!«

»Auch ich weiß mir keinen Rat.« Ich hatte mich mehr auf das Gespräch konzentriert als auf das Lenken des Bootes. Die Wellen hätte ich eigentlich sehen müssen, so aber schlug sie an die Steuerbordseite und schüttelte das Boot durch. Über den Knall erschraken wir beide. Aber der Kahn war gut gebaut und hielt auch die nächsten Schläge aus.

Suko wischte Spritzwasser aus seinem Gesicht, bevor er die Schultern hob. »Weißt du, John, ich habe mir auch meine Gedanken gemacht. Daß dieser Dämon das Kreuz anfassen konnte, muß irgendwie einen Grund in der Vergangenheit haben. Und der kann nur mit Hector de Valois zusammenhängen. Etwas anderes sehe ich da nicht. Hector de Valois, der Kapitän und das Verhältnis der beiden zueinander.«

»Der andere diente der Hölle!«

»Aber er war ein Templer«, sagte Suko.

»Was meinst du damit?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Ich suche nur nach einem Vergleich, John. Es ist doch so. Wenn du einer Hexendienerin dein Kreuz zeigst, wird sie es dir am liebsten aus der Hand schlagen, und anschließend versuchen, dir die Augen auszukratzen. Aber das Kreuz wird sie nicht vernichten. Sie haßt dieses Symbol zwar an sich, aber es kann sie nicht umbringen. Liege ich da richtig?«

»Bisher ja.«

»Vielleicht ist das auch bei dem Kapitän der Fall.«

Da widersprach ich. »Du darfst nicht vergessen, Suko, daß diese Gestalt einige Hundert Jahre alt ist. Da muß sie schon ein Dämon sein. Die Piraten-Zombies habe ich durch geweihte Silberkugeln erledigen können, aber ihr Boß kann meine stärkste Waffe anfassen. Nein, Alter, so leicht ist die Erklärung nicht.«

»Weißt du eine andere?«

»Woher denn?«

»Abschreiben willst du es auch nicht.«

Ich schaute ihn schräg an. »Würdest du das denn tun?«

»Nein.«

»Na bitte.«

»Aber ich würde versuchen, mir das Kreuz wiederzuholen.«

»Gut gesprochen. Fragte sich nur, wo es steckt.«

»Bei diesem Kapitän, und der hat davon gesprochen, daß es noch ein zweites Kreuz geben muß. Auch Mario war überrascht, als er dem Kreuz sah. Er hat es gekannt, er hat es schon einmal gesehen. Er weiß nur nicht, wo es gewesen ist.«

Ich schaute sehr erstaunt. »Frag ihn noch mal.«

Mario Scirea hatte uns zugehört und gab seine Antwort. »Ich hatte ja Zeit, nachzudenken. Es gibt dieses Kreuz. Es steht in einer alten Kirche in den Bergen.«

»Dann müssen wir dorthin!«

»Nein, Monsieur Sinclair. Das brauchen wir nicht.«

»Und weshalb nicht?«

Suko half Mario hoch. Er hielt ihn auch noch untergehakt, als sich beide wieder auf mich zubewegten. Der schwarzhaarige Mann schaute mir starr ins Gesicht. »Wir brauchen an diesem Tag nicht in die Berge. Denn man hat es heute schon geholt. Ich habe Ihnen doch von dem Fest erzählt, das heute abend in Estre gefeiert wird.«

»Stimmt.«

»Dieses Fest hat einen religiösen Ursprung. Es ist so etwas wie eine Wallfahrt, und dazu wird das alte Kreuz aus der Dorfkirche geholt. So sieht es aus.«

Die Überraschungen in diesem Fall rissen nicht ab. Ich fragte:

»Wann findet die Wallfahrt statt?«

»Morgen geht es los.«

»Aber das Kreuz ist schon da?«

»Ja, sie holen es immer vorher. Es ist ein sehr beschwerlicher Weg von den Bergen bis in das Dorf. Vier Pferde ziehen den Wagen, auf dem das Kreuz seinen Platz gefunden hat.«

Suko mischte sich ein. »John, du kannst sagen, was du willst, aber das muß ein großer Teil des Motivs sein. Eine andere Erklärung habe und finde ich nicht.«

Ich wandte mich wieder an Mario. »Können Sie uns Einzelheiten über

die Herkunft des Kreuzes berichten?«

Er hob die Schultern. »Nein, eigentlich nicht. Das liegt alles im Dunkel der Geschichte.«

»Gibt es auch keine Verbindung zu den Templern?«

Er nickte. »Doch. Es stammt aus der Zeit des Hector de Valois. Soviel weiß ich auch.«

»Wer hat es gebaut?«

»Vielleicht war er es.«

»Gibt es jemand im Dorf, der genauer über das Kreuz Bescheid weiß?« wollte Suko wissen.

Mario Scirea überlegte. Er drückte einen Finger unter sein Kinn.

»Ja, ja«, murmelte er nach einer Weile. »Da kann es jemand geben. Da muß es sogar jemand geben. Wir haben einen alten Pfarrer in Estre wohnen. Er ist längst pensioniert, schon über 80, aber der kennt, wie die meisten Pfarrer, die Geschichte seiner Gemeinde. Er war wohl immer in Estre tätig.«

»Dann müssen wir mit ihm reden. Und zwar noch am heutigen Abend.«

Mario verzog das Gesicht. »Das Fest hat schon begonnen. Es wird nicht einfach sein, den Pfarrer wegzulotsen.«

»Wir versuchen es.«

Mittlerweile waren wir in Küstennähe gekommen. Auf den Wellen tanzten quirlige Schaumkronen. Die Gischt sprühte über das Boot hinweg, wenn ich die Wellen anschnitt. Vor uns öffnete sich der kleine Hafen.

Auf den Kaimauern brannten Lichter. Dahinter schaukelten bunte Laternen. Die Uferstraße war geschmückt worden. Manchmal wehte der Wind Musikklänge zu uns herüber.

Ein kleiner Ort wollte feiern. Und niemand ahnte, welch eine Gefahr im Hintergrund lauerte. Ich war fest davon überzeugt, daß die Zombie-Piraten der abtrünnigen Templer erscheinen würden.

Sicher lenkte ich das Boot in den Hafen. Im Schein der Laternen wiegten sich die Masten der hier liegenden Segelschiffe. Auch die festgetäuten Motorboote rieben mit den Bordwänden aneinander.

Diese Geräusche bildeten zusammen mit dem Klatschen der anlaufenden Wellen den typischen Hafenhintergrund.

Suko war schon auf den Kai gesprungen und schnappte das Tau, das ich ihm zuwarf. Er wickelte es um einen Poller. Mario stieg nach ihm von Bord. Er hatte Schwierigkeiten beim Gehen und zog das Bein nach. Eine Oberschenkelwunde machte ihm so zu schaffen. Das Pflaster mußte erneuert werden.

»Mario, wenn Sie sich ausruhen wollen…«

»Nein, ich bleibe bei Ihnen. Ich will jetzt wissen, wie die verdammte Sache weitergeht.«

»Okay, einverstanden.«
Wir standen auf dem Kai. Licht umhüllte uns.
Die Hitze des Tages hatte sich verflüchtigt, die Kühle der Nacht war noch nicht gekommen. Die angenehme Zwischentemperatur war für uns erholsam.
Ich erkundigte mich nach dem Zentrum des Ortes. Da fand sicherlich auch das Fest statt.
Mario deutete über die Uferstraße in die schaukelnden Lichter hinein. »Dahinter liegt der Marktplatz. Dort versammelt sich alles, was Rang und Namen hat. Anschließend ziehen die Menschen dann in einer Prozession durch Estre. So war es immer, so wird es auch weiterhin sein. Es sei denn, etwas stoppt sie.«
»Was wir doch nicht hoffen wollen.«
Zwar war die WM vorbei, dennoch rollten Wagen über die Uferstraße, deren Fahrer die Finger nur intervallweise von der Hupe nahmen. Das Plärren der Autoradios gefiel mir überhaupt nicht. Die verschiedenen Sender überboten sich mit Pop- und Rockmusik.
Es waren auch viele Fremde im Ort. An der Côte d’Azur wird eben jedes Fest mitgenommen, da für die meisten der Sommer noch immer viel zu kurz ist.
Viele Geschäfte hatten geschlossen. Auch Marios Kiosk war zu.
Vor der Verkaufsöffnung befand sich der Schlagladen. Auf ihm klebten flüchtig angebrachte Plakate, mit denen der Wind spielte.
»Brigitte ist auch feiern?« fragte ich.
»Sicher. Man reißt sich um sie.«
»Und Sie nicht?«
Mario schüttelte den Kopf. »Nein, sie ist eine Verwandte. Aber ich passe auf, daß sie nicht in die Hände irgendwelcher Playboy-Haie fällt, die zu viel Geld und auch zu viel Zeit haben.«
»Ist Ihnen das gelungen?«
»Bis jetzt ja.«
Wir hatten mittlerweile eine der Gassen erreicht, die zum Marktplatz führten. Auch die schmalen Straßen waren geschmückt worden. Aus den Fenstern hingen Fahnen. Bunte Lichterketten bildeten Brücken zwischen den einzelnen Häusern.
Uns kamen tanzende Jugendliche entgegen. Sie hielten Rotweinflaschen in den Händen und begrüßten Mario mit großem Hallo. Er nahm ihre Einladungen nicht an.
Sie lachten ihn aus und liefen weiter.
Vom Markt her erklang Musik. Nicht aus Radios oder Recordern, das war live.
Fünf Musiker standen auf einem Podest und spielten populäre Schlager und Chansons. Gekleidet waren sie ganz in Weiß. Nur die Sängerin trug ein enges schwarzes Kleid, das viel von ihren Reizen

sehen ließ. Das Haar war zu blond, um echt zu sein und so frisiert, daß es Ähnlichkeit mit der Frisur der Monroe aufwies.

Auf direktem Weg mündete die Gasse in den Marktplatz. Man hatte lange Bänke aufgestellt. Dazwischen standen die erhöhten Tische. Auf einer Seite bewegte sich schaukelnd ein gewaltiger Schwenkgrill unter dem Holzkohle-Feuer.

Auch hier überspannten bunte Leuchtgirlanden den Platz. Sie hingen von Fenster zu Fenster.

Es war schwer, einen Platz zu bekommen. Wer nicht tanzte, aß oder sich anderweitig beschäftigte, saß auf den Bänken dicht an dicht mit seinem Nachbarn.

Der Rotwein floß in Strömen. Es gab aber auch Rose, einen Weißen, und ich entdeckte ebenfalls ein großes Bierfaß.

»Einen Schluck könnte ich vertragen«, sagte Mario.

Wir hatten nichts dagegen.

Für Bier entschieden wir uns. Das löschte am besten den Durst.

Man hatte Mario Scirea erkannt. Er wurde mit großem Hallo begrüßt und dann ungläubig bestaunt, als man seine Pflaster entdeckte und auch die zerfetzte Kleidung.

»Hast du mit einem Hai gekämpft?«

»Oder war Brigitte so wild?«

»Nein, gib das Bier und laß mich in Ruhe.«

»Schon gut«, sagte der Zapfer, »schon gut.«

Suko zahlte diesmal. Mit den Glaskrügen in der Hand schlenderten wir über den Marktplatz.

Das Bier tat gut. Ich fühlte mich fast so ausgetrocknet wie ein alter Schwamm.

Neben einem freien Platz, der als Tanzfläche benutzt wurde, blieben wir stehen. Auch Mario Scirea ließ seine Blicke über die Anwesenden wandern. »Ich sehe den alten Pfarrer nicht.«

»Vielleicht ist ihm das Fest zu aufregend.«

»Kann sein, aber…« Er hob die Schultern. »Sonst war er immer dabei. Zudem ist er noch ziemlich rüstig.«

»Wo wohnt er denn?« fragte Suko.

Mario deutete auf den Schatten eines Kirchturms, der sich zwischen den Häusern und hinter dem Marktplatz deutlich sichtbar erhob. »Oberhalb der Kirche.«

»Wo steht denn das Kreuz?«

»Das müßte in der Kirche sein.«

»Dann laßt uns zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen«, schlug ich vor. »Zum einen besuchen wir den alten Pfarrer und sehen uns anschließend das Kreuz an.«

Niemand hatte etwas einzuwenden. Wir wollten auch schon gehen, als Mario den alten Mann doch entdeckte. Er hatte am Schwenkgrill

gestanden und hielt ein kleines Papptablett fest, auf dem ein Stück Fleisch lag. Jetzt suchte er einen Platz.

Mario war schneller. Er baute sich vor dem alten Herrn auf und deutete auf eine Lücke auf einer Bank. Den alten Pfarrer hatten wir in die Mitte genommen.

»Das ist ja wie bei einem Tribunal. Was habt ihr mit mir vor?«

»Wir möchten, Abbé, daß Sie uns einige Fragen beantworten«, erklärte Mario.

»Jetzt?« Er schob sich mit den Fingern ein Stück Fleisch in den Mund. Sein Gesicht zeigte kaum Falten. Es war wetterbraun, und auf dem Kopf wuchsen dünne, weiße Haare.

»Ja, es ist wichtig.«

Der Abbé schaute uns an. »Auch für diese Herren hier?«

Mario nickte. »Es sind meine Freunde, und es geht um verdammt viel, Abbé.«

»Dann laß mal hören, Junge.«

»Sie kennen das Kreuz in der Kirche.«

Der Pfarrer aß, nahm einen Schluck Wein und schob Weißbrot zwischen die Lippen. »Wer kennt es nicht? Wir haben es ja für den heutigen und morgigen Tag herholen lassen.«

»Wie alt ist es?«

Der Abbé hob die Schultern. »Das kann man auf ein oder zwei Jahre nicht bestimmen.«

»Es war aber schon vorhanden, als Hector de Valois hier an Land ging -oder?«

»Man sagt es so.«

»Und wer hat es angefertigt?«

Der Abbé hob den Blick. »Weshalb willst du das wissen, Mario? Bist du plötzlich so fromm geworden?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht frommer als sonst auch. Aber ich brauche eine Antwort.«

»Die Historiker haben sich mal damit beschäftigt. Manche sagen, daß es Hector de Valois angefertigt hat. Zum Schutz gegen das Böse, das einmal nach Estre kommen wollte. Du kennst ja die Legende. Diese Piraten, die dem Teufel gedient hatten, wobei sie zuvor mit einem christlichen Missions-Auftrag nach Afrika fuhren…«

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, Abbé«, mischte ich mich ein. »Aber mir geht es da um eine bestimmte Sache. Wer war der Anführer der Piraten?«

Der Pfarrer schaute mich nachdenklich an. »Sie meinen vielleicht den Kapitän?«

»Genau.«

»Man nannte ihn le Capitaine Noir, den Schwarzen Kapitän. Er war ein harter Mann, aber auch ein gerechter, der nach den Regeln der

Bibel lebte.«
Ich wunderte mich. »Nach den Regeln der Bibel? Er – ein Pirat?«
»Das war er nicht immer. Schließlich hat er sich mit seinem Halbbruder gut verstanden.«
Ich starrte den Abbé an, als hätte er mir eine schlimme und gleichzeitig überraschende Nachricht mitgeteilt. »Moment mal, de Valois hatte einen Halbbruder?«
»So ist es. Mütterlicherseits, wie man nachlesen konnte. Die beiden haben sich wohl hier getroffen und sich hervorragend verstanden. Die waren immer zusammen, deshalb auch die Reise nach Afrika. Für mich ist es unerklärlich, daß sich der Halbbruder schließlich abwandte und sich dem Teufel verschrieb.«
»Da sagen Sie was, Abbé.« Ich schüttelte den Kopf. »Man soll es kaum für möglich halten. Jetzt möchte ich nur noch wissen, ob de Valois das Kreuz allein gebaut hat?«
»Nein, sein Bruder half ihm.«
»Deshalb also«, sagte Suko.
Der Abbé leerte seinen Teller. »Was meinen Sie damit?«
Ich winkte ab. »Das ist eine interne Sache. Wir danken Ihnen jedenfalls für die Auskünfte.«
Der alte Pfarrer nickte, hielt mich aber zurück, als ich mich erheben wollte. »Ihr könnt mich für senil halten, aber ich habe das Gefühl, daß hier einiges nicht stimmt. Oder sollte ich mich getäuscht haben?«
»Wie meinen Sie das?«
»Sie interessieren sich für das Kreuz. Ich habe von Leuten vernommen, daß sie ein Schiff auf dem Meer gesehen haben. Kann ich damit richtig liegen? Ein Geisterschiff sogar.«
»Es stimmt.«
»Dann hat sich der Fluch erfüllt.«
»Welcher Fluch?«
»Der beiden Halbbrüder. Sie haben sich anschließend gehaßt, das konnte man den Chroniken entnehmen. Leider sind sie bei einem Brand zerstört worden, aber das große Steinkreuz war sehr wichtig. Hector hat es dem Kreuz nachgebaut, das er bei sich trug. Beide Kreuze sollten schützen und die Menschen vor dem Bösen bewahren. Aber man konnte das Steinkreuz nicht so ohne weiteres zerstören. Erst derjenige, der beide Kreuze besitzt, ist dazu in der Lage.«
»Und das ist der Fall!« flüsterte ich.
Der Pfarrer horchte auf. »Was wissen Sie über das zweite Kreuz, Monsieur?«
Ich stand jetzt auf. »Bitte, Abbé, keine Fragen mehr. Es geht jetzt ums Ganze. Ich muß das Steinkreuz sehen. Befindet es sich schon in der Kirche?«
»Ja, wie immer.«

»Danke.«

Er hielt uns nicht auf, als wir gingen, aber er schaute uns sehr nachdenklich hinterher.

»Das ist ein Ding!« Mario schlug auf seinen Schenkel. »Ich habe das auch nicht gewußt.«

Ich nickte. »Das glaube ich Ihnen gern.«

»Rechnen Sie damit, daß dieser Halbbruder in der heutigen Nacht noch erscheinen wird?«

»Immer. Eine bessere Chance gibt es für ihn nicht. Er hat sich mein Kreuz geholt, besitzt nun beide und kann sie so zerstören. Er hat immer zu seinem Bruder gehalten, er kannte die Tricks, und er hat sich nicht voll dem Teufel verschrieben, so daß er mein Kreuz anfassen konnte.« Ich schlug gegen meine verschwitzte Stirn.

»Welch ein Wahnsinn!«

»Das kannst du wohl sagen.«

Mario hielt sich an unserer Seite. Er mußte mit, denn er kannte sich am besten aus. »Ich verstehe nicht viel«, gab er zu. »Aber wir scheinen hier verflucht zu sein.«

»Noch«, sagte ich.

Neben einem Denkmal blieb er stehen. »Glauben Sie denn, daß sie es schaffen werden?«

Das Denkmal zeigte einen Fischer, der einen Hai auf dem Arm trug. »So stark wie der bin ich zwar nicht, aber ich muß eben auf eine Karte setzen.«

»Ich bin dabei.«

Wir tauchten in eine sehr schmale Gasse ein, die wir als Abkürzung nehmen konnten. Sie bestand aus sehr breiten Stufen, und es ging noch immer bergauf.

Die Fußgänger-Gasse mündete dort, wo auch der normale Weg auf den Platz vor der Kirche führte. Man hatte ihn mit Kies bestreut, der im Licht zweier Laternen matt glänzte. Ansonsten lag die Kirche im Dunkeln. Auch vor dem Gebäude war es ruhig. Nur unsere knirschenden Schritte unterbrachen die Stille.

Es war zwar nicht die höchste Stelle von Estre auf der die Kirche lag, aber wir hatten einen prächtigen Blick über die Dächer der Häuser hinweg, bis zum Meer hin, das schwarz und wogend gegen die Küstenlinie anrollte.

Und doch gab es einen hellen Fleck auf dem Wasser. Eine Wolke, die sich träge bewegte.

Suko hatte sie zuerst entdeckt und machte uns aufmerksam. »Ihr wißt, wer da lauert?«

»Keine Frage!« flüsterte Mario, »das Geisterschiff…«

***

Niemand widersprach ihm. Wir versuchten nur herauszufinden, ob sich die Nebelwolke mit dem Schiff dem Ufer näherte. Das war nicht der Fall. Zumindest konnten wir es nicht erkennen.

»Sie lauern«, sagte Mario. Er hatte die Hände geballt, den Kopf leicht vorgedrückt. »Sie lauern und warten auf den richtigen Zeitpunkt.« Dann drehte er sich scharf herum. »Oder sind sie vielleicht schon hier?«

Ich hob die Schultern.

Suko meinte: »Ich glaube nicht, daß sie die Kirche betreten können. Nicht die Templer-Zombies.«

»Aber wir«, erklärte ich und warf noch einen letzten Blick auf die Nebelwolke über dem Wasser. Ich verließ mich dabei wieder auf mein Gefühl, und das sagte mir, daß es in dieser Nacht zu einer Entscheidung kommen würde.

Den direkten Weg zum Kirchenportal hatte man mit Steinen bepflastert. Sie sahen grau aus und stammten aus den oberen Bereichen der Berge, wo die Sonne die Hänge kahl gebrannt hatte.

Bevor wir die breite Tür öffnen konnten, wurde sie schon von innen aufgezogen.

Wir traten zurück und schauten einer alten Frau entgegen, die heftig erschrak, als sie uns in einer Reihe vor sich stehen sah. Die Frau trug ein dunkles Kopftuch, einer Mantilla ähnlich.

»Sie…«

»Madame Grissot, ich bin es, Mario.«

»Ach du. Ihr habt mich erschreckt.«

»Das tut uns leid, Madame«, entschuldigte ich mich. »Wir wollten nur, in die Kirche.«

Sie schaute mich an. »Ich habe das Kreuz gesehen«, sagte sie leise.

»Aber es war nicht so wie sonst.« Ihr Blick wechselte zu Mario. »Du kannst das verstehen.«

»Nein, Madame.«

Die alte Frau schob ihre Schultern zusammen und wurde noch kleiner. »Ich kann es auch nicht erklären, aber in der Kirche herrscht eine andere Atmosphäre. Obwohl die Kerzen brennen, ist es kalt, als wäre der Herrgott vertrieben worden.«

Die letzten Worte hatte sie hart ausgestoßen. Mir rann ein Schauer über den Rücken.

»So schlimm wird es wohl nicht sein«, sagte Mario Scirea.

»Hüte dich vor dem Satan!« flüsterte Madame Grissot. »Er kann überall sein. Auch im Gotteshaus. Ich habe ein Gespür dafür.« Sie nickte noch einmal und ließ uns stehen.

Sehr langsam schlurfte sie davon.

»Was hältst du davon?« fragte mich Suko.

»Man kann nie wissen. Diese alten, frommen Frauen haben oft genug

ein verdammt gutes Gespür für gewisse Dinge.«
»Das sehe ich auch so.«
Die Kirche war ziemlich groß für einen kleinen Ort wie Estre. Das erlebt man oft in südeuropäischen Ländern, wo die Menschen sehr fromm und mit der Religion verwachsen sind.
Mario ließen wir vorgehen, und er zog das Portal auf, dessen Angeln leise knarrten.
Suko ging hinter ihm, ich machte den Schluß und warf noch einen Blick zurück.
Die alte Frau war neben einer Laterne stehengeblieben und beobachtete uns. Vielleicht traute sie uns nicht.
Ich zog die Tür wieder zu.
Eine andere Welt nahm uns auf. Mein Blick fiel in das breite Kirchenschiff und durch den ebenfalls breiten Mittelgang bis fast zum Altar hin. Der war kaum zu sehen, weil zwischen der ersten Reihe und ihm das Kreuz stand.
Die Wandmalereien beeindruckten mich. Sie zeigten religiöse Motive. Bilder und Situationen aus dem Leben der großen Heiligen.
»Ja, das ist es«, sagte Mario. Er meinte das Kreuz, und in seiner Stimme schwang Ehrfurcht mit.
Ich stand noch immer ein wenig zurück, ging vor, schob meine beiden Begleiter zur Seite, hörte Suko schneller atmen, denn auch er konnte seine Überraschung nicht verbergen.
Ich ging durch den Mittelgang und hatte das Gefühl, bei jedem Schritt ins Leere zu treten. Ich schwebte dahin, aber der Anblick des Kreuzes hatte mich tatsächlich auf diese Art und Weise verändert.
Es war mein Kreuz!
Nur eben aus Stein gehauen und wesentlich größer. So groß wie ich vielleicht.
Für Helligkeit sorgten die zahlreichen Kerzen, die um das Kreuz herum aufgebaut worden waren. Sie bildeten einen großen Lichtkreis und leuchteten es von allen Seiten an, so daß auch ich die Einzelheiten erkennen konnte.
Und die kamen mir bekannt vor.
Die Zeichen der Erzengel, die Heilige Silbe der Inder, das Allsehende Auge, das Passionskreuz über dem U für Uriel, die beiden Buchstaben Alpha und Omega, die soviel wie Anfang und Ende bedeuten, dann das Henkelkreuz und eine leere Fläche, wo eigentlich das Zeichen König Salomos hätte sein müssen.
Auf diesem Steinkreuz waren die mächtigen Zeichen also ebenfalls verschwunden.
Ich spürte in meinem Innern das Gefühl der Ehrfurcht. Es durchströmte mich und machte mich gleichzeitig befangen. Welche Farbe der Stein besaß, aus dem das Kreuz hergestellt worden war,

konnte ich nicht genau erkennen.

Ein Graugrün vielleicht. Ansonsten wurde die Patina des Steins vom Licht der Kerzen überdeckt.

Ich blieb erst stehen, als ich die Wärme des Kerzenlichts an meinen Beinen spürte. Auch der letzte Windzug hatte sich durch das Schließen der Tür gelegt, so daß die zahlreichen Flammen jetzt ruhig und ohne zu flackern brannten. Wie schmale, lange Finger stachen sie in die Höhe und gaben die sanfte Helligkeit ab.

Ich schritt einmal um das Kreuz herum, weil ich es auch von der Rückseite her sehen wollte.

Auch da sah es so aus wie mein kleines Kreuz, das sich jetzt in der Hand eines anderen befand.

»Was sagst du, John?« fragte Suko. Ich empfand seine Stimme in diesem Augenblick als störend.

Trotzdem gab ich eine Erwiderung. »Nicht viel. Ich kann einfach nichts sagen. Ich bin überwältigt. Es ist alles so, wie ich es kenne. Hector de Valois hat hier ein Bollwerk geschaffen. Und ich habe bis heute nicht gewußt, daß dieses Kreuz existiert.«

Suko kam näher. Auch er bemühte sich, auf den Zehenspitzen zu gehen. »Es wäre doch einmal interessant zu erfahren, ob du dieses große Kreuz hier ebenfalls aktivieren kannst.«

Ich schaute meinen Freund erstaunt an. Auf seinem Gesicht lag der weiche Schein der Kerzen. In den dunklen Pupillen leuchteten rote Punkte. »Ist das dein Ernst?« hauchte ich.

»Ja.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, das Risiko gehe ich vorerst nicht ein. Es besteht kein Grund.«

»Wie du willst. Was hast du dann vor?«

Ich hatte geahnt, daß diese Frage kommen würde und wußte schon längst die Antwort. »Ich werde warten, Suko. Ich werde auf ihn warten. Auf den Halbbruder eines gewissen Hector de Valois. Und ich möchte, daß ich dies allein übernehmen kann.«

Suko schaute zu den bemalten Kirchenfenstern. Er schwieg. Erst nach einer fast einmütigen Pause meinte er: »Ich kann dich nicht daran hindern. Frage mich aber, ob es richtig ist, daß du so handelst.«

»Was sollte falsch sein?«

»Sie sind beide sehr mächtig, John.«

»Du meinst die Kreuze?«

»Ja.«

»Glaubst du wirklich, daß sich mein Silberkreuz gegen mich stellen würde?«

»Nach dem, was ich erlebt habe, John, glaube ich vorerst gar nichts mehr.«

»Tut mir leid, aber ich werde von meinem Entschluß um keinen

Millimeter weichen.«

Suko trat aus dem Schein der Kerzen heraus. »Sollen wir beide die Kirche verlassen?«

»Ich bitte euch darum.«

»Du willst diese Angelegenheit zu deiner ureigenen machen? John?«

Ich rang die Hände. »Ich will sie nicht dazu machen, Suko. Es ist meine Angelegenheit. Ich habe hier das Steinkreuz gesehen, ich stehe noch vor ihm. Vielleicht könnt ihr mir draußen den Rücken freihalten, was auch immer…«

Ich wurde unterbrochen, denn der helle Schrei vor der Kirche paßte mir überhaupt nicht.

Suko drehte sich um. Mario Scirea stand wie auf dem Sprung.

»Wer kann das gewesen sein?« fragte er.

»Das werden wir gleich haben.« Suko setzte sich in Bewegung, während ich zurückblieb.

Als er die Tür aufzog, blies der Wind in das Kirchenschiff, erreichte auch die Flammen der zahlreichen Kerzen und bog sie den Rändern entgegen.

Schatten entstanden an den Wänden, der Decke und auf dem Steinboden. Sie zeichneten dort ein wirres Muster.

Suko aber schaute nach draußen. Er brauchte nur wenige Sekunden, um zu erfahren, wer den Schrei ausgestoßen hatte. Es war die alte Frau gewesen. Sie war aus der Kirche gekommen und hatte sich nach dem Gespräch neben der Laterne aufgehalten.

Dort war sie erwischt worden.

Verkrümmt lag sie auf dem Boden. Neben ihr stand einer der Zombie-Piraten. Er war dabei, die Klinge eines Degens aus ihrem Körper zu ziehen.

Wo sich einer aufhielt, konnten auch die anderen nicht weit sein.

Suko wechselte seinen Blick. Er schaute über den kleinen Platz, sah im ersten Augenblick nichts, dann jedoch erkannte er das Schlimme.

Sie hatten sich im Schutz der Dunkelheit versteckt gehalten und auch im Schatten der nahe wachsenden Bäume und einer Mauer.

Fast lautlos schlichen sie näher.

Säbel, Schwerter, Entermesser gehörten zu ihren Waffen. Es sah so aus, als wollten sie die Kirche stürmen.

Suko zog sich zurück.

Ich hatte geahnt, daß es passiert war. Bevor ich jedoch eine Frage stellen konnte, kam Suko auf mich zu und sagte mit leiser, aber gut verständlicher Stimme: »Sie sind da, John…«

***

Ich gab zunächst keine Antwort, nickte nur und erkundigte mich dann nach der Anzahl.

»Wahrscheinlich die gesamte Besatzung.«
»Auch der Kapitän?«
»Ihn habe ich nicht gesehen.«
»Aber das ist eine Kirche!« schrie Mario mit lauter Stimme. »Ich habe Vertrauen in die Kirche. Die Mauern sind dem Guten geweiht. Hier kommt nichts rein.«
»Im Regelfall nicht«, gab ich ihm recht. »Manchmal allerdings gibt es Ausnahmen. So wie jetzt.«
»Bleiben wir?«
Ich verzog das Gesicht. »Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben.«
Auch Suko dachte ähnlich. Er hatte es nur nicht ausgesprochen, sondern seine Dämonenpeitsche gezogen. Er schlug einen Kreis über den Boden, die drei Riemen rutschten hervor, und er sagte mit knirschend klingender Stimme: »An Bord des verdammten Schiffes bin ich nicht dazu gekommen, die Peitsche einzusetzen. Das wird mir nicht noch einmal passieren. John, ich warte an der Tür.«
»Gut.« Von Mario wollte ich wissen, ob es noch einen zweiten Ausgang gab.
»Ja, links vom Altar. Der führt zur Sakristei.« Er bewegte unruhig seinen rechten Fuß. »Der Hinterausgang ist immer abgeschlossen, wie ich weiß. Nur wenn der Pfarrer da ist, kann man die Tür benutzen.«
»Das ist gut.«
»Aber es kann heute auch anders sein. Man weiß ja nie. Bei diesem Fest sind die Menschen alle auf den Kopf gestellt. Die Piraten haben sich einen guten Zeitpunkt ausgesucht.«
Jedenfalls traue ich meinen Gegnern alles zu, besonders einen Trick. Vielleicht hatten uns die Piraten nur ablenken sollen. Möglicherweise lauerte die eigentliche Gefahr woanders.
»Was soll ich denn jetzt machen?« erkundigte sich Mario.
»Sie warten ebenfalls ab.«
Er nickte. »Soll ich mich an ein Fenster stellen?«
»Wenn Sie hinausschauen können, bitte.«
»Ich werde es versuchen.« In seinem Gesicht arbeitete es. Er stand unter Druck. Wir befanden uns zwischen Mauern, die Hoffnung geben sollten, doch Mario brachten sie Angst.
Auch mir war nicht wohl zumute. Wenn ich daran dachte, daß die andere Seite es geschafft hatte, mein Kreuz zweckzuentfremden und das möglicherweise auch ein Zeichen für die Zukunft werden konnte, wurde mir ganz anders zumute.
Hector de Valois hatte einen Halbbruder besessen, und er war praktisch auf diesen Menschen reingefallen.
Das Kreuz stand wuchtig im Schein der Kerzen. Es warf einen gewaltigen Schatten, der sich auf dem Kirchenboden ausbreitete.

Mario Scirea schob eine kleine Kirchenbank unter das Fenster.

Das kratzende Geräusch durchdrang die Stille der Kirche. Unter dem Fenster ließ er die Bank stehen, kletterte hinauf und konnte, wenn er eine Klappe an der Scheibe öffnete, nach draußen schauen.

»Bei mir hat sich nichts getan!« meldete sich Suko. »Ich höre ihre Schritte nicht.«

»Was ist mit der Frau?«

»Ich habe nicht sehen können, ob sie noch lebt. Hoffe es aber.«

Schwere Schläge dröhnten von außen gegen die Kirchentür. Die Echos pflanzten sich fort, wurden auch von Mario vernommen, der einen ängstlichen Kommentar abgab.

»Verdammt, die brechen die Tür auf.«

»Bleiben Sie an ihrem Platz!« rief ich ihm zu. Noch einmal warf ich einen Blick auf das Kreuz. Der Kerzenschein huschte über die dicken, grauen Quader, aus denen es erbaut worden war.

Das Licht hatte auch seinen Weg in die eingeritzten Gravuren der Zeichen gefunden und füllte sie aus. So wirkte das große Kreuz wie ein geheimnisvoller Leuchtkörper.

Die Sakristei war wichtig. Mario hatte mir den Weg erklärt, den ich zu gehen hatte. Nicht eine Sekunde zögerte ich noch. Die Bankreihen hatte ich schnell hinter mir gelassen. Wieder dröhnten schwere Schläge gegen die stabile Kirchentür. Es würde der Zeitpunkt kommen, da begnügten sich unsere Gegner nicht mehr mit Schlägen. Da nahmen sie ihre Waffen und brachen das Portal auf.

Einen kurzen Blick gönnte ich dem Altar. Er gefiel mir, weil er schmucklos war. Eine einfache Platte, zwei Kerzen darauf, ein kleiner Strauß aus Feldblumen. Kein Pomp, kein Prunk. Der Altar selbst stand auf einem rechteckigen, leicht erhöhten Podest, zu dem von vier verschiedenen Seiten Stufen hochführten.

Die Tür zur Sakristei lag im Halbdunkel. Ich sah ihren Umriß in der hellen Wand.

Noch war die Tür geschlossen, dennoch wurde ich den Eindruck nicht los, daß hinter ihr das Verderben lauerte.

Ich ging auf sie zu.

Den ersten Schritt, den zweiten und dritten. Dabei kam ich mir vor wie bei einem Countdown.

Den vierten brachte ich nicht zustande.

Die Tür bewegte sich.

Ich hatte nicht gesehen, daß die Klinke nach unten gedrückt wurde, aber jemand, der für mich nicht sichtbar war, befand sich hinter der Tür.

Ich blieb nicht stehen, sondern drückte mich gegen die Wand, wo ich im toten Winkel stand.

Wer kam?

Ich hatte den Kapitän in Verdacht – und irrte mich nicht, denn er kam tatsächlich. Zuerst roch ich ihn.

Dieser alte Geruch nach fauligem Wasser, nach Moder und Verwesung begleitete ihn. Er war sehr vorsichtig, als hätte er Angst, die letzten Schritte zu tun.

Dann aber schob er sich vor. Noch war er ein sich bewegender Schatten in der Finsternis, der ein Ziel hatte und dieses auch ansteuerte. Ich achtete auf seine Schritte. Sie schlurften über den Steinboden, wirkten manchmal zögernd, dann wieder schneller, und aus dem Schatten wurde ein Umriß, als er sich dem Altar näherte.

Lichtschein erfaßte ihn.

Jetzt war meine Zeit gekommen. Ob Suko oder Mario ihn gesehen hatten, wußte ich nicht, ich jedenfalls wollte ihn stoppen und zum Kampf führen. In dieser Kirche mußte sich das Schicksal entscheiden. Entweder er oder ich.

Bisher hatte ich immer gewonnen, auch in Kirchen war es schon zu gefährlichen Auseinandersetzungen gekommen.

Vielleicht hatte er sich mit seinen Zombie-Piraten abgesprochen, denn gegen das Eingangsportal hämmerten abermals die Schläge.

Diesmal wuchtiger und aggressiver, wie ich fand. Es würde nicht mehr lange dauern, dann hatten sie es geschafft.

»Kapitän!« sprach ich ihn an. »Hier bin ich!«

Er schreckte nicht zusammen. Wesen wie ihn konnte man nicht überraschen. Er drehte sich gemächlich um, während ich aus der Dunkelheit hervortrat.

Ich erschrak.

Nicht so sehr über seinen Anblick, der konnte mich nicht mehr schocken. Es war vielmehr das Kreuz an seiner Brust. Er hatte die Silberkette um den Hals gestreift. Das Kreuz lag jetzt offen, ich konnte es anstarren und spürte in meiner Kehle das trockene Gefühl.

Ein Dämon mit meinem Kreuz! Halbbruder des Hector de Valois, der in mir wiedergeboren war. Aber verwandtschaftliche Gefühle konnte ich dem anderen nicht entgegenbringen.

»Ich habe dich erwartet, Capitaine Noir!«

Er nickte. »Das weiß ich. Wer gibt schon seine stärkste Waffe ab? War es nicht schlimm für dich, sehen zu müssen, daß ich so etwas tragen kann?«

»Ja«, gab ich zu. »Ein Phänomen.«

»Für mich nicht. Ich bin Hectors Bruder!«

»Halbbruder!« verbesserte ich ihn.

»Das weißt du auch?« Er schlug mit einer Schulterbewegung seinen Mantel zurück, auf dem das eingetrocknete Blut klebte. Irgendwie kam er mir verändert vor. Er hatte sich regelrecht erholt, und er war gekommen, um auch den Rest zu erledigen. Seine Hände legte er auf

die Waffengriffe. In Sekundenschnelle würde er in der Lage sein, die Degen zu ziehen.
»Ich weiß noch mehr, Capitaine Noir. Viel mehr. Ich weiß, daß dein Halbbruder dich lieber tot als lebendig gesehen hätte. Er hat das Kreuz hier errichten lassen. Als Schutz für die Menschen gegen dich. Er wußte, daß du überleben würdest.«
»Das stimmt.«
»Aber auch er hat überlebt.«
Der Kapitän lachte. »Wer sagt das?«
»Ich sage es. Er hat überlebt. Er sieht alles, und er will sein Kreuz zurückhaben.«
Das flache, leere Gesicht bekam einen gespannten Ausdruck, als sich der Kapitän vorbeugte. »Willst du ihn mir nicht zeigen?« fragte er.
»Ich möchte ihn sehen.«
Ich nickte vor meiner Antwort. »Er steht vor dir!«
Der Kapitän hatte die Worte gehört, doch ihm fehlte der Glaube und das Vertrauen in meine Erwiderung. »Du?« fragte er und lachte kratzig. »Du willst es sein?«
»Ich bin natürlich nicht Hector de Valois, aber er ist in mir wiedergeboren. Es gibt eine Verbindung zwischen den Menschen, die das Kreuz einmal besessen haben. Richard Löwenherz gehörte dazu, Hector de Valois und auch ich. Sie alle haben sich gegen das Böse gestemmt, verstehst du? Es ist eine Verpflichtung gewesen. Das Kreuz wurde nur an bestimmte Menschen weitergegeben. Und zwar an die, in denen der Vorgänger jeweils wiedergeboren war. So sieht es aus.«
»Du lügst!«
»Nein, dein Halbbruder hat recht behalten. Er konnte dich nicht vernichten. Er versuchte nur, die Menschen zu schützen. Ich aber werde das vollenden, was ihm mißlang.«
»Das schaffst du nicht!« knirschte er.
»Warten wir es ab. Deine Piraten draußen werden dir nicht helfen können, wir schlagen sie zurück. Weshalb bist du überhaupt erschienen? Was willst du in dieser Kirche?«
»Ich werde das Kreuz zerstören. Jetzt, wo ich beide besitze, schaffe ich es!«
»Meinst du?«
»Ja!« Er schrie die Antwort und zog seine beiden Degen hervor.
Suko war beunruhigt. »John, ist alles in Ordnung?« rief er mir zu.
»Alles klar.«
»Hier nicht. Sie versuchen, das Portal aufzubrechen. Vielleicht hält es noch für eine Minute…«
»Versuche sie zu stoppen.«
Während unseres lautstark geführten Dialogs war der Kapitän nicht stehengeblieben. Er ging rückwärts auf sein Ziel zu und erreichte bald

den Randschein des Kerzenlichts.

Mein Kreuz hing vor seiner Brust. Ich wußte noch immer nicht, wie er das andere vernichten wollte und war deshalb sehr gespannt darauf.

Langsam folgte ich ihm.

Noch hatte er mich nicht angegriffen. Er würde etwas tun müssen und schleuderte den rechten Degen praktisch aus dem Handgelenk.

Die Waffe jagte in direkter Linie auf mich zu. In Gürtelhöhe hätte sie mich durchbohrt. Ich tänzelte zur Seite, der Degen verfehlte mich und landete hinter mir an der Wand.

Blitzschnell holte ich ihn und eilte dem anderen nach. Er hatte bereits die Kerzen erreicht. An der Tür entstanden krachende Geräusche, als eine Meute versuchte, in die Kirche einzudringen. Noch hielt das alte Holz, aber es würde irgendwann in den nächsten Sekunden bersten.

Der Kapitän sprang über die Kerzen hinweg. Ich kam mit Riesenschritten auf ihn zu, er drehte sich, so daß sich das übergroße Steinkreuz in seinem Rücken befand.

Mit der freien Hand hatte er die Kette über den Kopf gestreift und hielt mein Kreuz vor sich.

»Da ist es!« brüllte er. »Es wird mir helfen, die Magie meines Bruders zu vernichten. Ich habe dem Teufel geschworen, Hector de Valois' Erbe zu zerstören. Heute ist der Tag gekommen. Beide Kreuze werde ich vernichten. Deines, das von der Hölle gezeichnet worden ist und einen Teil der Kraft eingebüßt…«

Er sprach nicht mehr weiter, auch ich sagte kein Wort und konnte nur staunen.

Er stand hinter den Kerzen, ich davor. Suko hielt an der Tür Wache, Mario hatte seinen Platz am Fenster verlassen. Er huschte mit langen Schritten auf Suko zu, um ihn zu unterstützen.

Das hatte ich nur aus den Augenwinkeln wahrgenommen.

Wichtig war nur der Kapitän – und das Kreuz!

Wie er beide hatte vernichten wollen, wußte nur er selbst, aber ein anderer war gekommen.

Aus den Tiefen einer unfaßbaren Dimension, die man das Jenseits nannte, waren Kräfte auf die Reise geschickt worden, die niemand erklären oder begreifen konnte.

Man mußte sie als Tatsache hinnehmen, und diese Realität besaß einen Namen.

Hector de Valois!

Der Führer eines mächtigen Templer-Ordens, der damals die Ideale eines Christentums verteidigte, zeigte sich genau an der Stelle des Kreuzes, wo die beiden Balken sich trafen und das Siegel König Salomos eigentlich hätte seinen Platz haben sollen.

Ich kannte Hector de Valois, ich wußte, wie er aussah und daß es keine Täuschung war.

»Nein, Kapitän!« Die Stimme war auf einmal da, sie füllte die Kirche aus. »Mein Erbe wirst du nicht zerstören, auch wenn du die Zeit genau abgewartet hast. Aber es gibt Menschen, deren Schicksal es ist, nie zu sterben, sondern in einem anderen Körper wiedergeboren zu werden. Ich gehöre dazu, ich stehe auch vor dir.«

Le Capitaine drehte das Kreuz, schaute es sich von der Vorderseite an und sah das Gesicht seines Halbbruders. Ein irrer Schrei drang aus seinem Mund. Er taumelte zurück, fiel mit dem Rücken gegen den hohen, senkrecht stehenden Balken, breitete die Arme aus und hielt sich mit der linken Hand an dem entsprechenden Balken fest, denn seine Knie wollten nachgeben.

»Das ist die endgültige Stunde der Abrechnung!« dröhnte die Stimme Hector de Valois' genau in das Splittern des alten Kirchenportals hinein. »Ein anderer wird dich köpfen!«

Jetzt war klar, was ich zu tun hatte.

Und ich ging vor.

Schreie hallten durch die Kirche. Ausgestoßen nicht allein von dem Kapitän, auch die Zombie-Piraten wollten töten. Aber da stand Suko, er drosch mit der Peitsche zu.

Ich hatte nur Augen für den Kapitän und kümmerte mich auch nicht darum, daß die Kerzenflammen fast meine Kleidung ansengten. Ich wollte ihn, und ich holte aus.

Dann schlug ich zu.

So alt der Degen war, von seiner Schärfe hatte er nichts verloren.

Er köpfte den anderen und hämmerte noch mit einem klingenden Geräusch gegen das Gestein.

Mörderische Schreie gellten durch die Kirche. Hinter mir flammte überhelles Licht auf, aber auch der Kapitän verging.

Aus dem Hals schoß sprühend eine gewaltige Feuerlohe, die gegen die Kirchendecke sprühte. Ich sah, wie der andere im Licht der Kerzen zusammenfiel und als Haufen Asche, Staub, Kleiderfetzen und Knochen liegenblieb.

Er hatte verloren.

Ich hob mein Kreuz auf, schaute es an und sah an der Schnittstelle beider Balken nichts mehr.

»Danke, Hector!« rief ich und ging zu meinen Freunden…

***

Mario Scirea lachte, obwohl es nichts Witziges gab. Er mußte sich einfach freie Bahn verschaffen. »Sie sind tot, sie sind tot. Und zwar alle. Plötzlich brachen sie zusammen.«

Suko, der die Riemen der Peitsche noch nicht wieder in den Griff

gesteckt hatte, nickte. »Es war tatsächlich so, John.«

Ich hob die Schultern. »Laßt uns gehen und nicht weiter nachdenken. Wir haben etwas hinter uns gebracht, für das Erklärungen kaum ausreichen.« Ich sah noch einmal zurück.

Das Steinkreuz stand unüberwindbar im Schein der Kerzen. Es würde den Menschen von Estre sicherlich Schutz geben. So hatte ein Mensch aus der Vergangenheit noch in der Zukunft vorgesorgt.

Als wir auf den Kirchplatz traten, hörten wir die Geräusche der Feier. Sie wollten nicht zu der Lage passen, denn im Schein der Lampe lag die alte Frau.

Sie war tot…

»Das letzte Opfer!« flüsterte Mario und ballte die Hände. »Ich will nicht mehr feiern«, hauchte er. »Nein, ich kann nicht mehr. Ich fahre noch in dieser Nacht weg.«

»Wir wollten zuvor den alten Abbé informieren.«

»Ja.«

Er kam uns entgegen. Am Rand des Kirchhofs trafen wir zusammen. »Ich habe das Schiff gesehen«, sagte er und deutete in Richtung Meer. »Aber jetzt ist es nicht mehr da.«

»Das ist richtig, Abbé«, stimmte ich zu. »Und es wird auch nicht mehr zurückkehren.«

»Die Besatzung denn, wie es der Fluch versprach?«

»Nein, die auch nicht. Sie können unbesorgt sein. Hier gibt es keine Zombie-Piraten mehr. Das Totenschiff der Templer ist nur mehr eine schlimme Erinnerung…«

ENDE